

Jugendheimat Nr. 9

Das Bollwerk

PREIS 40 PF.



STETTIN
SEPTEMBER 1939
HEFT 9 / 10. JAHRGANG

Die Jugendheimat
von Hermann Löns:
Deutsch Krone
Aufnahme: Stegmann

Inhalt

Die deutsche Presse erlebte Pommern	261
Eberhard Klaaf: Ein Dichter aus dem deutschen Osten	263
Hermann Löns: Matrosenlied von 1914	268
Stimme der Ahnen - Stimme des Führers	269
Ulrich Sander: Heimat und Welt	270
Richard Frase: Das schöne Kroner Land	272
Hans W. Dudek: Krummhorn	275
„Drei Klänge sind's vom Heimatland“	276
Heribert Menzel: Du süßer Duft von der Linde	279
Heinrich Jerkaulen: Brommy	280
Kleine Beiträge:	
Zum Andenken an einen pommerschen Gelehrten	282
Mitteilungen zum Löns-Schrifttum	282
Der Dramatiker Friedrich Billerbeck-Gent	283
Kulturreben in Pommern :	284
Blick in den Norden	288
Unter uns	290
Reichspommernbund	291

Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

10. Jahrgang

Stettin, September 1939

Heft 9



11118138

Die Deutsche Presse erlebte Pommern

Wohl zum erstenmal in solcher Vielseitigkeit haben West, Süd und Nord während der Pommernfahrt der deutschen Presse, die vom Gaupresseamt auf Veranlassung des Gauleiters veranstaltet worden war, unseren Gau kennengelernt und erlebt. Sicher sind die Bäder Swinemünde, Misdroy, Sahnitz, Binz und Kolberg bekannt, soweit man sie von kurzen Seereisen her zu kennen glaubt, im übrigen aber war, je weiter man nach Süden kam, der Begriff Pommern verblaßt und als kulturell, wirtschaftlich und landschaftlich weißer Fleck im eigenen Wissensatlas vorhanden.

Mit Schlesien zusammen konnte Pommern zu den erklärtesten Stiefkindern des Reiches gezählt werden. Daß sich inzwischen darin ein Wandel vollzogen hat, steht außer Zweifel und doch war es gut und für Pommern von ungeheurer Verbewirkung, einmal die Mittler zwischen Staat, Partei und Volk, die Männer der deutschen Presse, in den Grenzgau zwischen Ostsee und polnischer Grenze einzuladen, um ihnen an Ort und Stelle Struktur, Schönheit und Aufgabe Pommerns im gesamtdeutschen Problem zu zeigen.

In vier unvergeßlichen Tagen erlebten die Schriftleiter der größten deutschen Zeitungen das ihnen bis dahin unbekannte Land und wurden, das beweisen die zahlreichen und umfangreichen Artikel, zu begeisterten Propagandisten unseres Gaues.

Was wußte schon früher ein Mann aus Karlsruhe oder München von Stettin, seiner Bedeutung als Hafen- und Handelsstadt, ganz zu schweigen von der harten und entfangungsvollen Arbeit der pommerschen Grenzbauern. 300 Kilometer Versailler Grenzziehung mit all ihren Unsinnigkeiten, ihrem Unverständnis und ihrem Widersinn haben den Schrift-

leitern die Augen geöffnet. Meer, Wald und blühendes Land, kultiviert und gehalten von einem zähen und arbeitsfreudigen Menschenschlag, verbinden sich zu einer Sinfonie der Schönheit, des Glaubens und der Sendung, für des Reiches Größe und Macht hier im Osten auf Vorposten stehen zu dürfen.

Voller Begeisterung und Verständnis schreibt der Schriftleiter der „Münchener Neuesten Nachrichten“:

„Man hat hinter der Grenzlandnot vor allem Ostpreußens zuweilen übersehen, in welchem Maße auch Ostpommern 1919 aus seinen natürlichen Zusammenhängen herausgerissen wurde. Ohne daß Stettins Rolle als Provinzhauptstadt damit geschmälert würde, bestand doch im Warenbezug und -absatz eine starke Orientierung zur Weichsel hin, eine Verflechtung mit Danzig, für die unter den neuen Umständen einfach kein vollgültiger Ersatz geschaffen werden konnte. Von Stolp, das mit seinen 46 000 Bewohnern der Mittelpunkt des hinterpommerschen Grenzgebietes ist, sind es 136 Bahnkilometer bis Danzig, 236 Kilometer dagegen bis Stettin, also bis zur nächsten Großstadt und dem nächsten Großhafen in westlicher Richtung. Von Lauenburg gar sind es 88 Bahnkilometer bis Danzig, aber 288 bis Stettin. Auch bei fleißigem Suchen wird es nicht gelingen, in Europa ein zweites Gebiet zu entdecken, das fast 300 Kilometer von der nächsten Großstadt entfernt ist! Neben der Abschneuerung von weiten Teilen des wirtschaftlichen Hinterlandes durch Lähmung, Stilllegung und Zerstörung von Straßen und Bahnlinien trägt diese Verkehrs- und Frachtferte die Hauptschuld an der Entwicklung des östlichen Hinterpommerns zu einem ausgesprochenen Notstandsgebiet. Der inzwischen natürlich

auch hier erfolgreich abgeschlossene Abbau der Erwerbslosenziffer gestaltete sich besonders zäh und zog sich über Jahre hin. Immerhin wird alle Aufbauarbeit, wie sie in dieser äußersten Nordostecke des räumlich geschlossenen Reichsgebietes seit 1933 geleistet wird (so wurde das entlegene Lauenburg nicht zufällig Sitz einer Hochschule für Lehrerbildung), letztlich doch nicht ausreichen, diesem Land die Wunden der Grenzziehung zu heilen. Die zur Zeit allein mögliche Ausrichtung nach dem noch immer ein wenig ‚fernen Westen‘ bleibt einseitig, kann niemals über den schon naturgesetzlichen Zwang hinwegtäuschen, Ostpommern wieder mit seinen östlichen Nachbargebieten zu verbinden, es wieder in seine eigentlichen räumlichen Zusammenhänge einzuordnen.“

Die Aufgabe des Westens für den Osten hat Karl Neuscheler im parteiamtlichen Blatt des Gaues Baden „Der Führer“ erkannt:

„Es ist für uns westliche Grenzmärker deshalb ein Bedürfnis, ja eine Notwendigkeit, zu wissen, was an allen anderen Grenzmarken des Reiches gespielt wird, besonders wenn sie, wie heute die Nordostmark, mitten in einem Großkampf von weltpolitischer Bedeutung stehen. Wie das Reich heute eine Einheit ist mehr als je, so auch seine Grenzen. Die Rolle des Westens ist heute, eifern zu stehen, komme was wolle. Der Osten aber ist in Bewegung wie selten bisher. Letztes Jahr wurde im Südosten die Saat Versailles geerntet. Dieses Frühjahr kam die östliche Mitte überraschend und wohlbehalten heim. Es ist Erntezeit fürs Großdeutsche Reich und seinen Erbauer, die große und schwere Ernte unserer Nation.“

Auf Stettins Aufgabe und Pommerns Bedeutung geht die „Frankfurter Zeitung“ ein:

D m / 14 / 05



„Als der Führer im Sommer 1938 nach der Rückkehr der Ostmark bei einem Besuch Pommerns erklärte: ‚Stettin hat eine große Zukunft‘, war schon nicht mehr zweifelhaft, daß sich diese Feststellung auf die Odermündung als Verkehrsmittlerin zwischen der Ostsee und dem vergrößerten deutschen Wirtschaftskörper beziehen mußte. Zwar hatte Stettin auch vor dem Kriege schon mit einem seewärtigen Güterumschlag von über sechs Millionen Tonnen einen außerordentlichen Vorsprung vor den anderen deutschen und ausländischen Ostseehäfen, aber die Zusammenballung der Industrie im Westen des Reiches und die

damit zusammenhängende Befruchtung der Nordseehäfen ließen manche natürlichen Möglichkeiten in den Ostseehäfen ungenutzt. Auch die erste Nachkriegszeit hat daran nicht viel geändert, und auch die damaligen preussischen Regierungen konzentrierten ihre Hafenbemühungen auf die Förderung ihrer Nordseehäfen im Wettbewerb mit den Hansestädten Hamburg und Bremen. So blieb auch für Stettin im wesentlichen das Durchfrachtgeschäft im Verkehr mit weniger industrie-reichen Küstengebieten der Ostsee und dem begrenzten Hinterland des deutschen Ostens. Ins Gewicht fiel vor allem, daß selbst das benachbarte Berliner Industrie- und Verbrauchszentrum, das vom Stettiner Hafen nicht viel mehr als hundert Kilometer entfernt liegt, durch die ausgebauten Binnenschiffahrtswege und die Reichsbahn verkehrspolitisch näher an die Nordseehäfen als an die Ostsee gerückt war. Der Verkehrsverlust, der auch Stettin nach der Zerreißung des europäischen Ostens und der Aufzucht einer polnischen Hafenpolitik in Gdingen traf, begann sich erst auszugleichen, als nach der Machtübernahme dem deutschen Osten eine erhöhte wirtschafts- und wehrpolitische Fürsorge gewidmet wurde. Namentlich die wachsende Steigerung des Güterverkehrs zwischen Ostpreußen und dem Reich brachte für Stettin als dem südlichsten und dem Berliner und mitteldeutschen Produktionsgebiet am nächsten liegenden Hafen einen starken Aufschwung, und dieser verstärkte sich in dem Maße, wie die industrielle Intensivierung Mittel und Nordostdeutschlands einen außergewöhnlichen Frachtaufschlag an Massen- und Investitionsgütern

der verschiedensten Art mit sich brachte, für dessen Umschlag wiederum Stettin seine günstige Verkehrslage und seine leistungsfähigen Hafenanlagen zu bieten hatte. Mit 8,25 Millionen Tonnen Hafenumschlag im Jahre 1938 hat Stettin die letzte Vorkriegsleistung um ein Beträchtliches überschritten.

Mögen unter den gegenwärtigen Güterbewegungen auch Sonderkonjunkturen wie etwa der Seetransport von rheinischer Steinkohle über die Ostsee und die Oder nach Berlin mit fortschreitendem Ausbau der Binnenschiffahrt wieder einmal aufhören, so eröffnen sich für Stettin doch mit der Neuordnung im Südosten neue Verkehrsaussichten im Umschlag nach der Ostsee und nach Übersee. Bereits die Rückgliederung der Ostmark und des Sudetengebietes ins Reich haben in verkehrspolitischer Hinsicht die Abgrenzungen des Hinterlandes stark zugunsten Stettins, in gewissem Umfang auch Lübecks, verändert. Nachdem nunmehr auch das Protektorat Böhmen und Mähren in das Wirtschaftsgebiet des Reiches einbezogen ist und die Zusammenarbeit mit den Südosträndern das Bedürfnis nach möglichst kurzen und schnellen Verkehrswegen geschaffen hat, gewinnt der Ausspruch des Führers über die Zukunftsaufgabe Stettins konkrete Gestalt.

In verkehrspolitischer Hinsicht wird sich die Lage insofern ändern, als auf dem Wasserwege nach der Fertigstellung des Adolf-Hitler-Kanals nach Gleiwitz und des beschlossenen Oder-Donau-Kanals durch Mähren die Entfernung zwischen der Ostsee und dem böhmischen und dem ostmärkischen Wirtschaftsgebiet um etwa zweihundert Kilometer verkürzt wird. Schon die Erschließung des deutschen Oberschlesiens durch den Adolf-Hitler-Kanal wird für den Absatz von ober-schlesischer Kohle im Bereich der Oder und in den Ostseeländern, aber auch für den Weg des schwedischen Erzes in das ober-schlesische und böhmische Industriegebiet ganz neue Verhältnisse schaffen und dem Stettiner Hafen eine natürliche und dauernde Beschäftigung im Massenverkehr sichern.“



Oben: Gauleiter Schwede-Coburg auf der Pressefahrt

*

Unten: An der polnischen Grenze

Aufnahmen: Finger

Ein Dichter aus dem Deutschen Osten

Zu Hermann Löns' 25. Todestage am 26. September 1939

Als den 48jährigen Kriegsfreiwilligen Hermann Löns bei einem Angriff vor Reims, in der Nähe von Loivre, die tödliche Kugel traf, war sein Lebenswerk erst zu einem Teil einer weiteren Öffentlichkeit in Deutschland bekannt, und Löns wurde damals hauptsächlich noch als „Natur- und Jagdschreiber“ gewürdigt. An dem tiefen Gehalt seines eigentlichen dichterischen Werkes ging man fast achtlos vorüber, und das konnte auch nicht anders sein: denn in seinen Romanen war Hermann Löns der Ränder einer neuen Zeit und Vorahner einer neuen Lebenswertung, und es war das Schicksal dieses Mannes, von seinen Zeitgenossen verkannt zu werden.

Erst in unseren heutigen Tagen, da der Wert des Bauertums für unser Volk wieder voll erkannt und gewürdigt wird, gewinnt auch Löns' Werk steigende Bedeutung. Es gab wohl vor ihm - sogar als „Modeerscheinung“ - Dorfgeschichten, aber die Verfasser erzählten ihre Geschichten sozusagen außerhalb des Dorfes, sie schrieben „über“ das Dorf. Löns dagegen ging, bildlich gesprochen, in das Dorf hinein und erzählte aus dem Dorfe heraus; er schrieb nicht über das Dorf, sondern er schrieb das Wesen des Dorfes selbst auf in seinen Büchern (besonders im „Letzten Hansbur“ und den „Häusern von Ohlenhof“). Sein „Wehrwolf“ aber ist das Heldenlied des deutschen Bauern, wie es in dieser Kraft und Wucht kein anderer unserer Dichter gestaltet hat.

Auch der Lyrik wies Löns mit seinem „Kleinen Rosengarten“ einen neuen Weg, den Weg zum Volke hin. Das war in einer Zeit, in der die Lyrik sich in immer steigendem Maße einer undeutlichen Wort- und Gedankenpielerei bediente, allerdings ein Unterfangen, das bei den „modernen“ Zeitgenossen Kopfschütteln hervorrufen mußte. Eine solche Lyrik, wie sie Löns brachte, wurde entweder belächelt oder einfach nicht beachtet. Für das Unverständnis liefern die seinerzeitigen (und zum Teil auch noch die späteren) Vertonungen der Rosengartenlieder den besten Beweis. Sie gehen fast durchweg nur von einer sentimental Seite an die Lieder heran

und erfassen damit ganz und gar nicht den Sinn; erst seit kurzem ist ein frischerer Zug auch hierin zu spüren. Langsam werden die Lieder das, wozu ihre Texte bestimmt und hervorragend geeignet sind: Volkslieder, Marschlieder. Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß Löns selbst, wie sein Freund Knottnerus-Meyer bezeugt, die Melodien der verschiedenen Komponisten zu seinen Liedern nicht gesungen. Das beste Beispiel für die Wandlung, die die Rosengartenlieder in dieser Hinsicht durchmachen, bietet das Lied von der „grünen Heide“.

Wenn man, wie das vielfach geschieht,

von Löns als dem „Dichter der Heide“ spricht, so wird gewöhnlich diese Bezeichnung räumlich nur immer mit der Lüneburger Heide in Verbindung gebracht. Es ist der Allgemeinheit kaum bekannt, daß der Dichter Löns bis zu seinem 18. Lebensjahr im deutschen Osten gelebt hat, und daß er in der nordostdeutschen Landschaft entscheidende Anregungen für sein Lebenswerk erhalten hat. Er wurde geboren am 29. August 1866 in der alten deutschen Stadt Culm an der Weichsel, die nach dem Kriege an Polen fiel, und lebte von 1867 bis 1884 in Deutsch Krone im heutigen Pommern, damaligen Westpreußen.



Der Löns-Gedenkstein bei den Sagemöhler Fichten (Deutsch Krone)

Höchst merkwürdig ist nun die Stellung des umfangreichen „Lönschrifttums“ zu dieser Tatsache der nordost-deutschen Herkunft des Dichters. So schreibt zum Beispiel Friedrich Ca-stelle (in der Einleitung zu „Junglaub“): „. . . der romantisch über-schwängliche Junge, . . . der Natur-schwärmer, der die Moor- und Seen-gebiete um Deutsch Krone leidenschaftlich durchstreift und der die Erinnerungen an diese abenteuerlich-fremdländische Jugend bis zu seinem Mannesalter nicht vergessen hat.“ - Diese „fremdländische“ Einstellung eines um Volkstum und Landschaft des deutschen Ostens an-scheinend völlig unbekümmerten Teiles unseres Volkes vor noch zwei Jahrzeh-ten war mitschuldig daran, daß die Polen seinerzeit mit Erfolg ihren „An-spruch“ auf urdeutsche Gebiete des Ostens erheben konnten. Daß eine solche Einstellung auch in der Lönsliteratur herumgeistert, ist beschämend, aber leider auch bezeichnend.

Eine andere Stimme: Walther Ma-ch-leid t behauptet in seiner Untersuchung „Die Naturschilderung bei Hermann Löns“, die in ihren übrigen Ergebnissen recht brauchbar ist, folgendes: „Wo (in Löns' Schriften) in irgendeiner Weise lokalisiert ist - und das ist fast immer der Fall - gehören seine Schilderungen Westfalen und Hannover an. Daraus können wir folgern, daß der Dichter die Landschaft seiner Jugend nicht geliebt hat, daß er erst wirklich angezogen wurde von der westdeutschen.“ - Dazu ist festzustellen, daß erstens Löns seine Jugendheimat häufig genug bei der „Lokalisierung“ benutzt hat (worauf wei-ter unten noch eingegangen wird), und daß zweitens Machleidt die Deutsch Kro-ner Landschaft nicht kennt, sonst würde er nämlich wissen, daß keine wesentlichen Unterschiede zwischen ihr und etwa der zwischen Aller und Weser bestehen. - Der Verfasser eines Zeitungsaufsatzes im „Stettiner Generalanzeiger“ be-kommt es sogar fertig, zu behaupten, „daß Hermann Löns in allen seinen späteren Werken sein ostdeutsches Ge-burts- und Jugendland überhaupt nicht erwähnt, ja es geradezu verleugnet“. Wenn diejenigen, die etwas über Löns zu schreiben sich bemüht fühlen, ein wenig mehr in seine Werke hineinsehen würden, dann könnten auch nicht der-artig unmögliche Behauptungen auf-gestellt werden.

Erich Griebel versteigt sich in seiner Löns-Biographie zu der Erklärung, daß „durch die unnatürliche Verpflanzung in

eine artfremde Umgebung (!) ein Schat-ten über dieser Jugendzeit“ liegt. „Dieses in Westpreußen gelegene Deutsch Krone war nicht seine wirkliche Heimat, es war seiner niedersächsisch-westfälischen Art und Abstammung wesensfremd.“ - Diese Darstellung liegt etwa auf der gleichen Ebene wie der oben zitierte Satz von Castelle. Was stellen sich die Urheber solcher Sätze eigentlich unter dem deut-schen Osten vor? Unwillkürlich muß man hierbei an eine Löns-Anekdote aus der Bückeburger Zeit des Dichters denken: Einen Landrichter, der lange Reden über die „Polenpolitik“ hielt, fragte Löns, wie lange er im Osten gewesen sei. Als dieser antwortete, er sei über-haupt nicht dort gewesen, meinte Löns, dann solle er gefälligst den Mund halten von Sachen, die er nicht verstünde . . .

bestätigt sich, daß Jugendeindrücke das ganze Leben eines Menschen über-schatten“. - Das ist „Milieutheorie“ schlimmster Sorte, noch dazu von einer unzutreffenden Darstellung des „Mi-lieus“ ausgehend. Jede weitere Be-merkung hierzu erscheint überflüssig.

Der mit Abstand beste Löns-Biograph Deimann ist auch in diesem Zu-sammenhang wieder am zuverlässigsten. Man lese nach, was er in seiner Löns-Biographie (Seite 31/32) über die Jugendheimat des Dichters schreibt; noch klarer bringt er seine Auffassung in einem späteren Aufsatz „Hermann Löns und die Grenzmark“ zum Ausdruck: „Die hier (in Deutsch Krone) verlebte Zeit schuf die har-monisch sich aufstufende Frei-treppe zu der Plattform, aus

Acte d. Proc. - Meunier.

ad. I. vol. 5. n. 296.

Ungarisch pr. 27. 11. 1882

dar

von mir im Jahr Ungarisch von St. Krone

beobachtet

Högel.

St. Krone im Juni 1882

G. Loub,

*Auftrag des Ober-
Jägermeisters*

Titelblatt der „Vogelsauna von Deutsch Krone“
(Aus dem Danziger Museum)

Ganz unmöglich sind auch die weiteren Folgerungen, die Griebel aus der „un-natürlichen Verpflanzung“ zieht: Das „unbewußte Gefühl des Fremdeins in diesem Lande“ hat den „schädlichen Gang zur Einsamkeit gefördert. Dieser Gang zur Einsamkeit führte zur seelischen Ver-einsamung und bildete einen günstigen Reimboden für die krankhaften, vererb-ten Eigenarten seines Wesens . . . Hier

der wuchtig und sonder-wüchsig der Bau der Löns-schen menschlichen und künst-lerischen Wesenheit sich auf-recken sollte.“

Doch nun hören wir Hermann Löns selbst zu dieser Sache. In seiner Selbst-biographie „Von Ost nach West“ (1909) stehen u. a. folgende Sätze über die Deutsch Kroner Jugendzeit: „Ich

weiß heute noch nicht, ob ich diese Zeit eine glückliche nennen soll . . . Ich fühlte, daß ich dort nicht zu Hause war, und so hatte ich wohl Gespielen, aber keinen Freund." Aus diesen Sätzen leiten sich offenbar die Anschauungen einiger der Lönshäuser über die „fremdländische“, „unglückliche“ Jugendzeit des Dichters her. Dabei wird aber übersehen, daß Lönshäuser erstens sich ziemlich unbestimmt ausdrückt („ich weiß heute noch nicht“) und daß zweitens die Angaben in der selbstbiographischen Skizze - wie allgemein zugegeben wird - keinesfalls in allen Punkten stichhaltig sind. Viel zitiert wird auch folgende Stelle aus dem gleichen Aufsatz: „... es waren kaum zwei Jahre vergangen, da war ich bewußt das, was ich unbewußt immer gewesen war: Niedersachse.“ - Nur aus einer völligen Unkenntnis des deutschen Volkstums im Osten heraus kann jemand aus diesem Satz folgern, daß der junge Lönshäuser mit seinem niedersächsischen Blutserbe im Deutsch Kroner Land „fremd“ war. Für den Kenner der Verhältnisse besteht keineswegs ein Widerspruch zwischen Wesen und Art des Volkstums hier und dort -, macht doch das niedersächsische Blut keinen geringen Bestandteil in der Bevölkerung unserer Ostlande aus! Es sind lediglich Verschiedenheiten in einzelnen Dingen vorhanden. Und wer den Satz von Lönshäuser sich daraufhin genauer ansieht, der kann unschwer erkennen, daß Lönshäuser selbst sich darüber völlig klar war. Nur so nämlich ist die Stelle „was ich unbewußt immer gewesen war“ zu verstehen. In einem nicht rein niedersächsischen, aber immerhin stark vom Niedersächsischen beeinflussten Menschenschlag konnte der junge Lönshäuser noch nicht so zum klaren, ausdrucksfähigen Bewußtsein seines blutmäßigen Erbes gelangen, wie das dann danach sehr bald geschah. Außerdem aber fiel der Ortswechsel mitten in die Entwicklungsjahre hinein -, das ist in diesem Zusammenhang besonders zu betonen.

Gegen den Satz: „Ich fühlte, daß ich dort nicht zu Hause war“ sprechen schließlich auch mehrere Stellen aus der gleichen Selbstbiographie, wie zum Beispiel die folgenden: „Ich weiß, . . . daß es ein Glück für mich war, in einer kleinen Ackerbürgerstadt aufgewachsen zu sein.“ - „Ein volles Bild der ganzen Landschaft mitsamt der Stadt und ihren Menschen habe ich in mir, jetzt, wo ich vierundzwanzig Jahre von dort fort bin.“ - „Schon damals war ich der Heide angeschworen.“



- „Ich habe später oft genug beklagt, daß ich nicht in einer größeren Stadt aufwuchs . . . Heute weiß ich, daß ich es nicht besser treffen konnte. Ich bildete nicht alle meine Fähigkeiten aus und wurde dadurch nicht flach; ich trat, ohne befangen zu sein durch Bücherstudium, vor die Natur, und lernte sie so besser kennen, als wenn ich vor der Zeit mich mit Einzelheiten beschwert hätte.“

Wenn sich also einer der „Fremdheits-Biographen“ auf Lönshäuser berufen will, so ist er auch mit Lönshäuser selbst zu widerlegen. Wie sehr aber Lönshäuser seine ost-

deutsche Heimat geliebt hat, das geht am klarsten aus vielen seiner Jugendgedichte hervor. Diese Gedichte stehen in ihrem poetischen Wert nicht gerade sehr hoch, wenn sie auch gute Ansätze erkennen lassen und den Vergleich mit der zeitgenössischen Lyrik ausgangs des 19. Jahrhunderts gar nicht so sehr zu scheuen brauchen. Aber zu werten sind sie nur als Zeugnisse der inneren Entwicklung des Dichters und als Belege für die biographische Forschung. Lönshäuser selbst veröffentlichte zwölf seiner Jugendgedichte im Jahre 1893 in einer Anthologie, die den Titel „Menschliche



Die „Lönshäuser“ Berliner Straße 26 (oben) und 22 (unten) in Deutsch Krone

Tragödie, Gedichtbuch der Gegenwart" führte, und eine ganze Anzahl - nicht immer die besten - gab Castelle nach Löns' Tode in dem Band „Junglaub" heraus; zahlreiche weitere sind in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut. Auch in der „Deutsch Kroner Zeitung" finden sich im Jahrgang 1891 drei Gedichte von Löns (in einer „ungeliebten" Heimat hätte er Gedichte, die diese Heimat preisen, sieben Jahre nach seinem Fortgang sicherlich nicht veröffentlicht!). Es handelt sich um die „Nebelkrähe", „Der Radaunensee im Klotzow" und „Die Seufzerlaube"; der Verfasser ist als „Hermann Löns, cand. rer. nat." angegeben, und es findet sich folgender Zusatz dabei: „Herr Löns hat seit 1884 Deutsch Krone verlassen, wo er eine achtzehnjährige Jugendzeit verlebte."

Eine fast vollständige Zusammenstellung der Jugendgedichte befindet sich in einem Manuskript, von des Dichters Hand geschrieben, das Löns in Münster seinem Jugendfreunde Fritz Grottemeyer übergab. Von diesem ist die Handschrift kürzlich an die Stadt Münster übergegangen. Das älteste der darin aufgezeichneten Gedichte, „Segelfahrt", ist noch in Deutsch Krone entstanden (1884) und bezieht sich auf einen Unglücksfall, der sich in jenen Tagen auf dem Stadifsee zugetragen hatte. Auch das Gedicht „Winter" („Über die Haide geht mein Bedenken"), das im „Kleinen Rosengarten" steht, geht in seiner ersten Fassung vermutlich noch auf die Deutsch Kroner Zeit zurück. Einer Jugendliebe aus dieser Zeit gedenkt Löns auch in dem Gedicht „Die Seufzerlaube":

„Grad vor der Laube steht ein Lindenbaum,
Den Rindenschnitt an ihm erkennt man kaum,
Sechs Jahresringe zeitigte die Linde;
Im Juni war's, jung war das Buchenlaub,
Der Winter kam mit Frost und Flugschneestaub,
Die braunen Blätter tanzten wild im Winde.

Leb wohl! Des Träumens ist schon längst genug,
Ich lese weiter in dem trocknen Buch -
Wann bin ich wieder in der Seufzerlaube?

Vielleicht, wenn Bart und Haare lange grau,

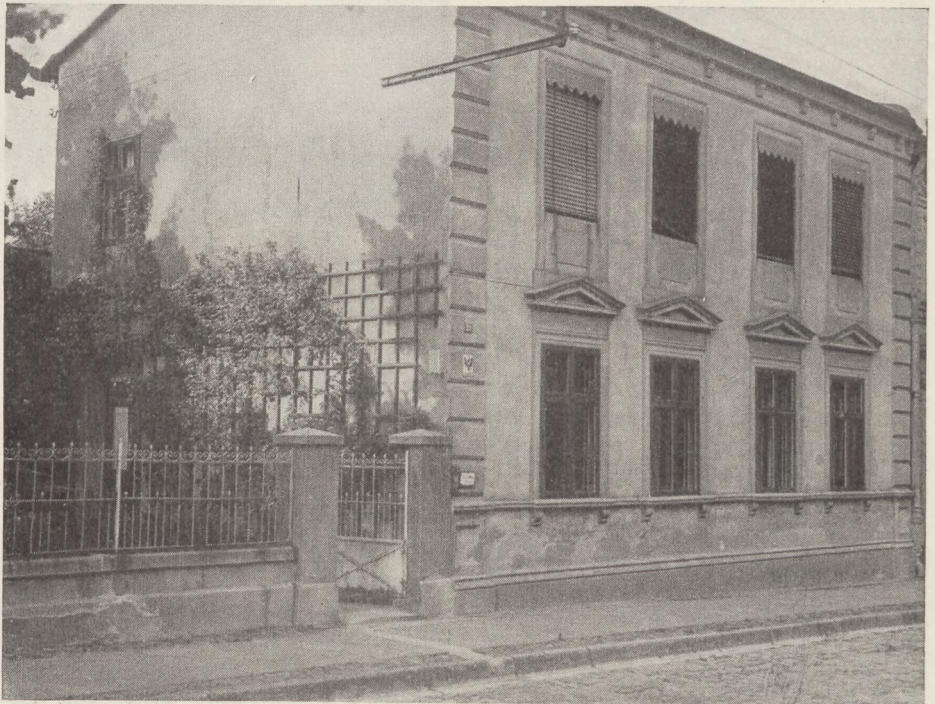
Wenn tot du oder eines andern Frau, -

Doch tief im Klotzow ruckst dann noch die Taube." -

Eine übermütig-lustige Schilderung von Kindheitserinnerungen enthält das Gedicht „Kartoffelfeuer", sehnsüchtig dagegen, fast schwermütig ist wieder die Grundstimmung des Gedichts

Der Radaunensee im Klotzow
Es taucht aus rabenschwarzer, stiller
Flut

Die dottergelbe, stolze Wasserrose;
Des Fliegenpilzes feuerroter Hut,
Der leuchtet grell aus sammetgrünem
Moose.



Das von Löns' Vater errichtete Haus in Deutsch Krone (Schulte-Heuthaus-Straße 21)

Die düstern Kiefern stehen stramm und steif,
Zum Wasser bücken sich die schlanken Birken;
Durchs Unterholz zieht schwer ein Nebelstreif
Und läßt die weißen Birken zaubrisch wirken.

In wolkenloser, dunkelblauer Höh'
Kommt müden Flugs ein Reiher hergezogen -
Für einen Abend am Radaunensee
Gäh ich den Rhein mit seinen goldnen Wogen.

Deimann meint, daß „diese Verse Löns wohl in den Sinn gekommen waren, als er seine erste Journalistenstelle in Kaiserslautern nicht ohne eigene Schuld verloren hatte und rheinabwärts neuer Ungewißheit entgegenfuhr". - Es mag wohl sein, daß er sich damals dieser

Verse erinnerte, entstanden sind sie jedoch schon früher. Das Gedicht wurde bereits am 21. Mai 1891 in der „Deutsch Kroner Zeitung" veröffentlicht, nach Kaiserslautern aber ging Löns erst im September des gleichen Jahres. Mit dem „Radaunensee" ist vermutlich der Hertha-See gemeint, der früher „Kleiner Radun" hieß. An seinem Ufer war, nach den Angaben eines Deutsch Kroner Jugendgefährten des Dichters, einer der Lieblingsplätze des jungen Löns.

Ein 1894 entstandenes Gedicht („Pulsatilla Vernalis") beginnt mit der Zeile: „In meiner Heimat Kiefernwäldern ..." - Die Sehnsucht nach der Jugendheimat spricht besonders stark aus dem Gedicht „Die Nebelkrähe", in dem es heißt:

„... Du zauberst vor mich hin ein Bild:
Schwarzblaue Kiefernwälder,
Ein blauer, rohrbesetzter See
Und weite Roggenfelder.

Und alles groß und hoch und weit,
Die Menschen so gesellig,
Die Häuser liegen enggedrängt,
Das macht die Leute gefällig.

Hier sitzt ein jeder eulenhaft
Auf seiner Ackerlaufe -
Du graue Krähe, flieg voran,
Zeig mir den Weg nach Hause."

Wenn man diese Verse lediglich auf das Konto eines „Anpassungskaters“ setzen will, den Löns nach eigenen Angaben in Münster zuerst zu überwinden hatte, so ist das zwar ein sehr einfaches Verfahren; der Wirklichkeit wird man aber nach Lage der Dinge dadurch nicht gerecht. Die Stimmung, die aus den Versen spricht, deutet doch wohl auf eine tiefere seelische Bewegung hin, die aus einer starken inneren Verbundenheit mit seinem Heimatland entstanden ist. Schließlich muß man auch noch der Tatsache Beachtung schenken, daß Löns das Gedicht noch sieben Jahre nach seinem Weggang von Deutsch Krone der Veröffentlichung für wert hielt; und damit bekannte er sich auch zu dem Inhalt -, zu seiner Heimat! -

Daß Hermann Löns im Deutsch Kroner Land nicht nur die ersten, sondern die entscheidenden Anregungen als Naturforscher und -deuter (Naturesymbolik!) erhielt, ist eine Tatsache, die ebenfalls nicht bestritten werden kann. Schon der Obersekundaner schickte dem Danziger Provinzialmuseum eine wissenschaftlich durchgearbeitete Darstellung der Vogelwelt seiner engeren Heimat. Noch im Jahre 1892 (1884 hatte er Deutsch Krone verlassen!) veröffentlichte Löns „Malakozontische Erinnerungen aus dem Kreise Deutsch Krone“ in einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift -, ein Beweis dafür, daß er bereits als Schüler mit wissenschaftlichem Ernst an die Dinge heranging. Wer - im Gegensatz zu den meisten Lönsbiographen! - die Gegend um Deutsch Krone kennt, der kann angesichts der Schönheit und Vielgestaltigkeit dieser Landschaft leicht ermessen, welche Bedeutung seine Heimat in dieser Hinsicht für Löns gehabt hat.

Vielfach stößt der Kundige denn auch in den späteren Werken des Dichters auf Erinnerungen an dieses Land seiner Jugend. So ist zum Beispiel das Buch „Wasserjungen“ offensichtlich in allen seinen Stücken bei Deutsch Krone „lokalisiert“. Man erinnere sich auch an den schon zitierten Satz aus der Selbstbiographie: „Schon damals war ich der Heide angeschlossen.“ Wenn man ihn

also gelegentlich den „Dichter der Heide“ nennen will (womit jedoch nur ein Teil seines Wesens gekennzeichnet ist), so darf man dabei nicht nur an die Lüneburger Heide denken, sondern an die Heide der norddeutschen Tiefebene schlechthin. Kennengelernt hat Löns sie in ihrer ganzen Schönheit schon in seiner Jugend, bei Deutsch Krone . . .

Nach mündlichen Mitteilungen eines Jugendgespielen von Löns wohnte die Familie Löns in Deutsch Krone zuerst im Hause Berliner Straße 26, zog dann nach der Berliner Straße 22 um, bis dann später Hermanns Vater, der Ober-

Winter

Aber die Heide geht mein Bedenken,
Du kleines Mädchen,
Nach dir, nach dir allein,
Aber die Heide möchte ich wandern,
Du kleines Mädchen,
Bei dir zu sein.

Aber die Heide flogen die Schwalben,
Du kleines Mädchen,
Sie grüßten mich von dir,
Aber die Heide krächzten die Raben,
Du kleines Mädchen,
Antwort von mir.

Aber die Heide fallen die Flocken,
Du kleines Mädchen,
Und fußhoch liegt der Schnee,
Aber die Heide ging einst mein Hoffen,
Du kleines Mädchen,
Ade, ade.

Hermann Löns. 1885.

lehrer am Gymnasium war, sich ein eigenes Haus (Schulte-Heuthaus-Straße 21) erbauen ließ. Das Gymnasium, das heute seinen Namen trägt, besuchte Hermann Löns bis zur Unterprima. In dieser Klasse blieb er Ostern 1884 sitzen, und seine Versetzung nach Oberprima erfolgte dann Herbst 1884 gleichzeitig mit seinem Abgang nach Münster.

Seine freie Zeit - und auch die vielfach geschwängzte Schulzeit! - benutzte der junge Löns zum Umherstreifen in Feld und Wald und Heide, in Bruch und Moor, und eine schönere Landschaft, als sie seine Heimat ihm bot, konnte er sich

schwerlich wünschen. „Als ich ein Junge war mit blondem Zottelpopf und Armen und Beinen, die aus der stets zu kurzen Jacke und den ewig zerrissenen Hosen herauswuchsen, da kannte ich das schöne Lied nicht und doch sang es in mir, wenn die Traubenkirsche am Bache ihr grünes Kleid anzog, wenn alle Vögel sangen und die gelben Schmetterlinge flogen, und aus dem braunen Fallaube die Frühlingsblumen kamen, weiß und gelb und grün und rot und blau, wie heute. Es steht die Welt in Blüte. Und dann mußte ich hinaus, ganz allein, in den Buchwald am See, wo der Frühling einzog mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel. Und wenn dann die Sonne die kalten Buchenstämme warm tönte und alles blitzen und leuchten ließ in meinem Walde, das Alte und das Neue, das Lebendige und das Tote, das junge Grün und das alte Laub, das dürre Gras und das frische Moos, die trockenen Reiser und die saftigen Blätter, dann zog Frühlingstrunkenheit in mein Jungensherz, und mit lachenden Augen sah ich den lachenden Tag.“ („Da draußen vor dem Tore.“)

Im deutschen Osten ist Hermann Löns, der deutsche Dichter, aufgewachsen. Nicht als „Fremder unter Fremden“, sondern heimatbewußt als Deutscher auf deutschem Boden, unter niederdeutschen Stammesgenossen. Jenseits der heutigen Grenze stand sein Geburtshaus. Deutsch Krone aber, die Stadt der großen Seen und Wälder, wurde seine Heimat, der seine Liebe galt, und die er in seinem schönsten Jugendgedicht begeistert verherrlicht hat:

Heimatklänge

Drei Klänge sind's vom Heimatland,
Die ich schon lang nicht mehr gehört,
Manch trübe Stunde schon entschwand,
In der ich schmerzlich sie entbehrt;
Drei Klänge, süß wie Liebeslaut,
Wie schüchtern Wort aus Kindermund -
Bald wieder, wie zur näch't'gen Stund
Das Mutgeheil der Sturmesbraut:
Du Rauschen in dem dunklen Föhr,
Du Wellenklang vom grünen See,
Du Lied aus Volksmund, wild und weh -
Wer weiß, ob ich euch nochmals hör!

„Eine Riesensülle von Leben ist es, die von der germanischen Seele gezeugt ist bis zu einem Hermann Löns, der die Seele der Erde in sich pochen hörte. Diese naturhaft-mystische Seite ist es, die aus aller durchaus „klaren“ Gegenständlichkeit bei Löns ebenso fühlbar ist wie in Goethes „Über allen Wipfeln ist Ruh...“ und „Dämmerung senkte sich von oben“. In der knappsten Schilderung liegt ewiges Wollen, ewige Bewegung verborgen, und die „Wehrwölfe“ handeln ebenso nach ihrem innersten seelisch-rassistischen Freiheitswillen wie Faust, der die ganze Welt erforschen möchte.“ (Alfred Rosenberg.)

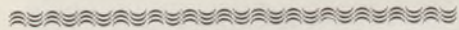


Mit unserer nordostdeutschen Landschaft ist Hermann Löns aber nicht nur durch seine Deutsch Kroner Heimat verbunden: Vom Sommer 1887 bis zum Herbst 1888 war er Student in Greifswald. Auch hier hat er vielfache Anregungen für sein späteres Lebenswerk erfahren. Seinem eigentlichen Fach, der Medizin, widmete er sich nur wenig. Dagegen setzte er seine naturwissenschaftlichen Forschungen fort, und zwar beschäftigte er sich damals ganz besonders eingehend mit den Holz- und Bücherläusen. In einer späteren Veröffentlichung, „Zur Kenntnis der Psocidenfauna Pommern“ (in der „Entomologischen Zeitung“ des Stettiner Entomologischen Vereins, 1889), zählt er 21 Arten auf, die er in der näheren und weiteren Umgebung Greifswalds fand. Als Fundorte nennt er außer Greifswald den Elisenhain, Eldena, Neuenkirchen, Pottvogener Wald, Putbusser Park. Von einer der Arten sagt er, daß sie „im Neuenkirchener Wirtshause an den Fenstern gemein“ sei. Er hat also auch am Bierisch seine naturwissenschaftlichen Interessen gewahrt!

In Greifswald erlitt er den ersten schweren Schiffbruch seines Lebens: Die Turnerschaft „Cimbria“ schloß ihn im Herbst 1888 „cum infamia“ aus ihren Reihen aus. Dieser Schlag hat ihn, den begeisterten Waffenstudenten, außerordentlich hart getroffen und sicherlich viel dazu beigetragen, daß er in den nächsten Jahren in Göttingen, Münster und Kaiserslautern sehr stark in die Gefahr des völligen Versumpfens geriet. Der äußere Grund für den Ausschluß liegt klar: ein verletztes Ehrenwort. Es erscheint jedoch notwendig, einmal mit

aller Deutlichkeit auf die wesentlicheren inneren Gründe hinzuweisen: Der Ausschluß in dieser schärfsten und ehrenrührigen Form wäre wohl kaum erfolgt, wenn nicht Löns als typischer Einzelgänger bei seinen Bundesbrüdern so unbeliebt gewesen wäre, daß sich auf dem entscheidenden Konvent eben niemand recht für ihn einsetzte, obwohl „mildernde Umstände“ genügend vorlagen. - Im Jahre 1913 wurde das Verfahren überprüft, und Löns erhielt sein Band wieder.

Aus der Greifswalder Zeit stammen zahlreiche Gedichte, die eine deutliche Entwicklung zur Reife hin erkennen lassen. Das Maß der Entwicklung, die Löns in diesen drei Semestern durchmachte, wird auch erkenntlich aus einer vergleichenden Betrachtung der beiden aus dieser Zeit erhaltenen Bilder: Auf dem ersten, schon vielfach veröffentlichten Fuchsenbild hat der Zwanzigjährige noch fast weiche Züge; wesentlich gereifter sieht er auf dem späteren, in dieser Form hier erstmals veröffentlichten Bilde aus, das aus dem letzten Greifswalder Semester des Dichters stammt und einer Gruppenaufnahme der Cimbria entnommen ist.



Matrosenlied von 1914

Heute wollen wir ein Liedlein singen,
Trinken wollen wir den kühlen Wein,
Und die Gläser sollen dazu klingen,
Denn es muß, es muß geschieden sein;
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.

Unser Flagge und die wehet auf dem Mast,
Sie verkündet unsres Reiches Macht,
Denn wir wollen es nicht länger leiden,
Daß der Englischmann darüber lacht;
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.

Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
Daß ich schlafe in der Meeresflut,
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke,
Für das Vaterland da stieß sein Blut;
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.

Hermann Löns
(Aus dem „Kleinen Rosengarten“)



Von Löns' Greifswalder Gedichten sind die meisten im „Junglaub“ nach seinem Tode erschienen. Eins der formvollendetsten, „Eldena“, wurde auch in dieser Zeitschrift (5. Jahrgang, Heft 9) nach einer eigens aus der Grottemeyerschen Handschrift angefertigten Abschrift veröffentlicht. Im gleichen Heft des „Vollwerk“ findet sich eine Abbildung der von Hermann Löns' Hand herrührenden Fuchsenmappe, die er mit einem launigen Gedicht nach seiner Wiederaufnahme an die Cimbria schickte. Darin schildert er die Erlebnisse seiner Fuchsen- und Burschenzeit in „Gryps“, und wehmützlich heißt es dann in der vorletzten Strophe:

„Das war vor fünfundzwanzig Jahren;
Lang ist es her, so lang, so lang.
An meine Anning denk ich wieder,
Die ich so oft im Tanze schwang.
Hab ihretwegen knallen müssen
Bei Roitenhagen in dem Wald.
Jetzt ist sie schon wohl mürr und müde,
Und ich bin grau und alt und kalt.“

Ein Jahr später starb er auf Frankreichs Erde den Soldatentod.

Bild links:

„Ich bin als Fuchs nach Gryps gekommen“

*

Bild rechts:

Hermann Löns 1888 in Greifswald

Aufnahmen: Foto-Kempe

Wer so für Volk und Vaterland gefallen, Der lebt im Herzen seines Volkes fort!

Stimme der Ahnen:

Ewald Christian v. Kleist Der Tod für's Vaterland ist ewiger Verehrung wert.
Gefallen bei Kunersdorf 1759

Theodor Körner Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,
Gefallen bei Gadebusch 1813 Doch einen Heldenwillen beugt es nicht!
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen,
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen.

Hermann Löns Ich will leben und kämpfen, lieben und hassen -- alles, nur kein geruhiges
Gefallen vor Neims 1914 Leben soll mir beschieden sein, und den Abschluß hätte ich gern unter Donner
und Blitz.

Gorch Fock Weh' dem, der aus diesem Kriege ungesegnet in die Heimat zurückkehrt!
Geblieden im Skagerrak 1916

Walter Flex Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen und
Gefallen auf Oesel 1917 weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden. Weint uns nicht nach, daß jeder
Freund sich scheuen muß, von uns zu reden! Macht, daß die Freunde ein Herz
fassen, von uns zu plaudern und zu lachen! Gebt uns Heimrecht, wie wir's im
Leben genossen haben!

Albert Leo Schlageter Ich hab' all' die Jahre nur dem unwiderstehlichen inneren Drang nachgegeben
Erschossen auf der Golzheimer Heide 1923 und bin ihm gefolgt, der von mir verlangte: Hilf, wo du nur kannst, deinem
Vaterland!

Stimme des Führers:

Vergeßt nie, daß das heiligste Recht auf dieser Welt das Recht auf Erde ist, die man selbst bebauen will, und das heiligste Opfer das Blut, das man für diese Erde vergießt!

Heimat und Welt

An diesem Abend brach der Frühling aus den Knospen:
die jungen Saaten dicht und dunkelgrün wie Samt,
die Beerenbüsche wie im Tau beperlt von Blüten,
und über ihnen alle Bäume voll besteckt mit Kerzen.
Der Crocus und die weißen Glöckchen schon verblüht,
doch unter allen Hecken, in den Steinen Veilchen.
Die gelben Osterblumen in der warmen Sonne,
und dick und bunt schon alle Tulpen und die Hyazinthen.
Der Donner ging schon ferne hinter'm Wald.
Hinter'm kahlen Wald: so glaubt der Bauer an ein fruchtbar' Jahr.
Und was er glaubt, ist richtig, weil er weiß.

Doch als die Sonne sank, lag eine schwere Bank im Westen:
so schwer, daß sie die Sonne fraß und brach den Schein,
der eben noch in Frieden über unserer Erde war.
Die Bienen kamen unverzüglich aus den Weidenkästchen
und krochen eilig in die dunkle, warme Beute.
Die See erschauerte. Wo eben gold'ner Glanz: nun rauhes Wasser.
Die Fischer, beide über siebzig Jahre, die dem Lachs ihr Netz gestellt,
sie rudern eilends mit dem alten Boot zum Strand.

Was ist?
Warum?
Wer stört den Frieden?
Wer stört der stillen Heimat ihre Freude an dem Frühling?

Es blüht jäh auf, der Donner grollt und wälzt sich berstend über
Wald und Wasser.
Ein Kind, das jüngste, weint und will zu Bett: es kennt noch nicht
Gewitter.

Sei ruhig, Kind: du wirst, du mußt es lernen!
Es ist nicht alle Tage heller Sonnenschein!
Auch deine Väter kannten trübe Tage und ertrugen sie.
Der grelle Strahl des Blickes und der lichte Schein der Sonne:
sie beide sind vom gleichen Gott geschickt hoch über uns.

Nun senkt sich graues Dunkel über unsre helle Küste
und tief und hastig segt der Regenschleier aus der Düne.
Der Flugplatz steckt die roten Lichter an und wartet:
es sind noch Flieger unterwegs und müssen landen.
Sie sollen eilig landen: jäh plakt ein Sternensicht im Regenschleier,
als käme er aus höchsten Wolken des Gewitters.
Nun grüne Kugeln: Landet! Hier! Wir warten!
Der größte Junge steht, die Nase auf das Glas gedrückt, am Fenster.
Blickt es, so blickt sein blondes Haar. Flackern Sterne,
so flackern seine Augen mit, denn später will er selber fliegen.

Jetzt dröhnt und rauscht es aus dem Regen, sucht und kreist.
Im Husch der Blicke und im Funkeleis zerplatzender Gestirne
senkt sich der mächtige Vogel tief herab auf nasse Dächer
und sucht den Platz. Steigt wieder. Kreist. Und setzt dann an.
Und braust und pfeift und knallt sich tiefer, tiefer, immer tiefer
her zur Erde.

Es donnert fern und rollt jetzt weit im Binnenland.
Doch knallt es neu und unweit: flammt in Wolken auf:

perlt unaufhörlich hoch in langer Kette:
der Schießplatz übt und schießt auf seine Ziele!
Vom Mensch der Blick, und nun vom Menschen auch der Donner.
Wo Gott nicht helfen kann, da greift der Mensch nun selber zu:
zu schützen seine Heimat vor der Wut der wilden Welt.
Kein Obstbaum blüht und fruchtet, wird er nicht bewacht.
Kein Feld wird abgeerntet, steht es nicht in Schutz.
Die Arbeit geht verloren, ist sie nicht bewehrt aus eigener Kraft.
Nur was man mit sich selber deckt, kann man behalten.
Geschenkt wird nichts. Und wird es: hat es keinen Wert.
Von jeher sind verdächtig unerbetene Geschenke.

Noch steht der feuchte Frühlingsdunst auf Dorf und Strand,
da dröhnt ein neu' Geräusch von weitem über's Wasser her:
ein schmales, schnelles Schiff, kaum sichtbar, wie ein Schattenbild,
kreuzt vor der Küste. Wacht für sie und für die Ruhe un'rer Nacht.
Man hört es am Motorenlärm: es müssen ihrer viele sein,
die vor der Küste ihr Manöver halten.
Gespannt und stumm, doch dankbar stehn die alten Männer in
der Düne:

zu Luft und Wasser ist für alles vorgesorgt!
Die stille Heimat ist geschützt vor aller Welt, die kommen sollte,
von Ost, von West, zu Luft, zu Wasser und im Binnenland.
Wenn nur die Kinder ruhig schlafen, spielen, lernen, wachsen können,
bis ihre Stunde schlägt, dann lebt ein Volk.

Nun kommt der Nachtwind, frisch aus dem Gewitter,
die See braust auf und schäumt und schlägt bis in die Dünen:
der Druck der ersten Wetter hat sich angehoben und verfliegt.
Die reine Klarheit heimatischer Küste steht wie gewohnt durch alle Nacht.
Doch horch! Aus nächtgem Dunkel erhebt die Welt in unsrer Sprache
ihr Geräusch:

Was wir nicht wissen, will sie uns nun sagen, damit wir's glauben,
die so oft enttäuscht!

Wer lügt, ist laut, wer tut, ist stumm. Wir tun, drum laß sie
lügen!

Wir haben viel hinzugelehrt und nichts vergessen! Genau wie's
damals war, so ist es heute.

der Deutsche stets an allem Schuld, der Deutsche immer nur der
Deutsche, Deutsche!

Doch nie die andern, nur die Deutschen! Um Gotteswillen: nie
England, Frankreich! Nur die Deutschen!

Beileibe niemals Polen oder gar Amerika: immer nur die Deutschen,
Deutschen, Deutschen!

Wo ist die schöne Menschenwelt, die wir, verklärt gesehn, zu leicht
geglaubt, verehrt, geliebt?

Sie ist in Gold, Kanonen, Bomben, Gas, in List und Tücke, Irrtum,
Haß und Unverstand vergangen.

Sie ist längst tot, und wer ihr glaubt, der ist verloren, wie wir
wissen: wenn es jemand weiß, so wir!

So müssen wir uns darein schicken und sehen, daß das Neue bald
geboren!

Es kommt! Und einmal ist es da! Getrost: es kann nicht ohne
uns geboren werden!

Die neue Welt wird so, wie wir es wollen! Die neue, die natürliche,
die Gotteswelt!

Um Mitternacht sind alle Winde eingeschlafen, die See gestillt, die
Sterne flimmern.
Die Kinder träumen rosig in den kleinen Betten. Alle Bäume,
Tiere schlafen.
Todmüde stehn die Büsche mit den knospenschweren Zweigen,
die satten Felder schlafen, schlafen Wiesen, Wälder Dünen:
das Wetter zog vorbei, ein neuer Frühlingstag erwacht, die Sonne
kommt, das Wasser glänzt!
Zu seiner Zeit wird Gott der Menschheit eine neue Welt bereiten,

die alte geht nicht mehr, sie ist zerlogen und verpielt,
nicht Menschenheimat mehr, nur Börsenwelt, von Gott verlassen.
Nicht Menschenerde mehr, nur Trug und Schaum.

Die junge Saat steht dicht und dunkelgrün wie Samt,
und einmal bricht der Frühling doch aus allen Knospen:
es glaubt der Bauer an ein fruchtbar' Jahr, wenn's über kahlen
Wäldern blizt und donnert!
Wir glauben grade an die neue Welt, wenn sich die alte will mit
Lügen überschlagen!

Aufnahme: R. H. Woltersdorf



In einem pommerschen
Fischerdorf

Das schöne Kroner Land

Von den Höhen der pommer-schen Endmoräne bis an den Talrand der Neke, flankiert von der Küddow im Osten und dem Plöckenfließ im Westen, weitet sich das Kroner Land.

Eis und Schmelzwasser haben seine Großformen geschaffen, und die in Bächen und Flüssen sich sammelnden Wasser sowie Wind und Wetter modellierten die Feinheiten der Landschaft. Aber sie wäre eine Einöde geblieben, wenn nicht Bäume und Blumen die einst vom Eise freigegebene Fläche erobert hätten, und wenn nicht ein artenreiches Volk von Wild und Vögeln, von Kriechern und buntschillernden Insekten Leben in diese Landschaft gebracht hätte.

Dieser Urlandschaft gab dann der Mensch sein Gepräge. Und wenngleich der Siedler, der sich in friedlichem Kampf in dieser Landschaft eine Heimat schuf, oft auch mit harter Faust der Natur Gewalt antat, indem er Wälder rodete und Sümpfe entwässerte - heute gehören die weiten Ackerfluren und saftiggrünen Wiesen, die Bauerndörfer und alten Wehranlagen mit zu dieser Landschaft.

Und dennoch, wenn wir unser schönes Kroner Land kennen und schätzen lernen wollen, so wandern wir hinaus aus Dörfern und Städten in die freie Natur; und wo es uns so recht einsam vorkommt, sei es, daß wir dem hurtigen Bach folgen

oder planlos in den weiten Wäldern wandern oder unsern Blick sinnend über die glitzernden Seen schweifen lassen, - dort erst spüren wir den reinen Hauch der Heimatnatur!

Deutsch Krone! Dieser Name ist vielen Naturfreunden auch im weiteren Deutschland kein unbekannter mehr; denn wer den Dichter Hermann Löns kennt, weiß auch, daß er seine Jugend in dieser Stadt verlebte, und daß die vielen Natureindrücke, die er in der seen- und walddreichen Umgebung empfing, die Grundlage für sein Schaffen waren. Manchmal klingt aus seinen Liedern die unmittelbare Erinnerung an sein Jugendland. Er sieht die maigrünen Buchenwälder seiner Vaterstadt, in dem der glockenreine Ton des Zwergfliegenschäppers erklingt, oder den Radaunensee mit seinen dottergelben Mummeln und stolzen Wasserrosen, eingerahmt von zauberisch wirkenden Birken und alten Eichenrecken; oder seine Sehnsucht schweift zu den dunkelgrünen Kiefernwäldern, die ihm manch Lied von der Heimat herbeirauschen.

Nach einem halben Jahrhundert, seitdem Löns das Kroner Land verließ, hat sich manches in dieser Landschaft geändert; aber wenn wir die Wege der alltäglichen Spaziergänger verlassen und uns im Buchwald bei Deutsch Krone nicht nur mit der schöngestalteten neuen

Gaststätte begnügen, dann erleben wir auch heute noch dieselbe Natur, die einst einen Hermann Löns begeisterte.

Da kreist über dem Kleinen Radaunensee der Fischadler, und mit schwerfälligem Flügelschlag verläßt der Fischreiher seinen Aferplatz, da hören wir vom Teufelsmoor her das Trompeten der Kraniche. Am Steilhang des alten Burgwallles leuchten wie einst in jedem März tausend würzige Blüten des Seidelbastes, und an versteckten Stellen des Buchenwaldes entdecken wir Lungenkraut und Weißwurz, Türkenbundlilie und Alkei.

Auf einem Tagesmarsch besuchen wir den Großen Böhinsee, die Perle Deutsch Kroner Seenlandschaften. Von der Höhe des Schloßberges schweift unser Blick über die weite, zum Teil von Wäldern eingerahmte Wasserfläche, unterbrochen von Inseln und Halbinseln und tiefen Buchten. Jenes kahle Eiland wird umschwebt und umschwommen von Möwen und Enten, von Tauchern und Wasserhühnern. Hier brüten Flußeschwalben, Gambettwasserläufer und Flußregenpfeifer und an dreißig Arten anderer Vögel, die alle in diesem Naturschutzgebiet eine gesicherte Wohn- und Brutstätte gefunden haben. In ausgedehnten vermoorten Senken am Böhinsee zieht der Kranich ungestört seine Brut hoch. Im Nakeler Faulen Bruch am Südeude des Böhinsees wiegt das seltene Alpenwollgras seine zierlichen Wollbüschel, und mit ihm macht die seltene Torfsegge dieses Moor zu einem bemerkenswerten Naturschutzgebiet. Unter dem schützenden Laubdach uralter Buchen der Steilhänge der Nakeler und Stibber Lanke hat sich manch Gebirgsmoos erhalten können, und in den zahlreichen Werdern, diesen abwechslungsreichen Waldhügeln, beobachten wir eine Fülle farbenprächtiger Blumen unserer Mittelgebirgsflora. Besuchen wir die Sagemühler Fichten, so erinnert uns am Waldeingang ein vom Arbeitsdienst Deutsch Krone errichtetes Denkmal an Hermann Löns, der in diesem Gebiet so manche seltene Pflanze entdeckte, manchen Vogel beobachtete und in den Seen und Flüssen eisfrig Schnecken und Muscheln sammelte.

Jedoch verlassen wir die Stätten unseres Hermann Löns und schauen uns weiter um im Kroner Lande. Wollen wir einen Überblick über die Landschaft



Blick vom Schloßberg auf den Großen Böhinsee

haben, so müssen wir die Höhen ersteigen, die im D o m b r o w a b e r g e 207 Meter über den Meerespiegel sich erheben. Wohl 50 Kilometer weit schauen wir von diesem Berge über die dunklen Kiefern-wälder der Rüdowterrassen in das weite N e k e s t r o m t a l, und herüber grüßen von den Höhen südlich des Neketales die Siedlungen alten deutschen Kulturlandes, das durch den Irrsinn von Versailles unter polnische Herrschaft gelangt ist. Nach Westen, Norden und Osten schauen wir über fruchtbare Ackerfluren, unterbrochen von wassererfüllten Strudel-löchern oder walddekörnten Ruppen der Moränenlandschaft, die in der Ferne im Osten von den weiten Wäldern des Rüdowtales und im Norden von den großen Waldgebieten des tiefebene Heidesan-ders zwischen P i l o w und R ü d d o w begrenzt werden. Am Horizont im Nord-osten markieren sich die Höhen von R e d e r i z - J i p p o w - J a s t r o w. Besteigen wir die Jastrower Berge, auf dessen einer Höhe nahe der Stadt das von einem Jastrower Sturmführer ge-schaffene Adolf-Hitler-Denkmal sich er-hebt, so haben wir wieder andere Ein-drücke. Wild zerrissen erscheinen die mächtigen Endmoränen im Norden, und zwischen diesen und den Höhen bei L a n d e k, dessen Bauchberg mit 208 Meter die höchste Erhebung des Glatower Kreises ist, liegen eingebettet die meist mit Wald bestandenen S a n d t e r r a s s e n d e r R ü d d o w.

Von den Höhen bei H o h e n s t e i n und L a z i g oder den Bergen bei T ü t z haben wir einen klaren Eindruck von dem gewaltigen Wirken des Eises, das hier eine t y p i s c h e E n d m o r ä n e n - l a n d s c h a f t schuf. Wie ein gewaltiger Staudamm wirken die Endmoränenzüge bei J ü t z e r, die wir vom Weinberge aus hinter der langen Seenkette des G r o - ß e n S e e s, des K r i e n k e n -, J a - m i t t - und K r u m m e n S e e s er-blicken. Wollen wir aus dem Innern solcher Endmoränen erkennen, woher denn dieses gewaltige Material an Riesen und Sanden, an Lehm und Mergel stammt, so müssen wir die markantesten Zeugen der Eiszeit befragen, wie sie uns z. B. in den Steinpackungen der End-moränen bei M e l l e n t i n entgegen-treten. Es sind die mächtigen Findlinge oder die meterdicken Blockpackungen beste Naturdenkmale, die uns beweisen, daß einst das Inlandeis von Nordeuropa den Gebirgsschutt in sich aufnahm und hier-her verfrachtete, an den Randlagen zu Hügeln und Bergen auftürmte, die oft tiefe Senken und Schluchten einschließen. So ist auch der K a w e l s e e bei Mellen-



Das Desseließ bei Dype

tin ein Endmoränenstausee, von dessen Steilhängen man einen herrlichen Blick auf die bewegte Heidefläche hat. Welche Reize bieten diese Berge mit ihren Kiefernkußeln und Wacholderbüschen im Mai, wenn die sattgelben Blüten des Besenginsters und das jungfräuliche Grün der Birken weithin leuchten, oder im August, wenn die Heide erblüht!

Im Gegensatz zu den abwechslungs-reichen Grund- und Endmoränenland-schaften wirken die weiten Sanderflächen vor den Endmoränen oder auf den Fluß-terrassen eintönig. Für den Naturfreund aber bergen auch sie eine Fülle von Arten an Flechten und Moosen, und für den Sammler liefern sie reiche Ausbeute an Beeren und Pilzen. Wenn man dann noch im Frühling die silberhaarigen blauen oder goldhaarigen rosafarbenen Ruhsschellen oder gar die zarten Blöckchen der nordischen Linnäe entdeckt, oder wenn im Altholz Bussard und Fischadler, Wanderfalk und Uhu ihre Horste bezogen haben, und der Schwarzstorch in dieser Einsamkeit sich sicher fühlt, dann sind auch diese weiten Waldgebiete keine mono-tonen Forsten.

Und welche Überraschung erlebt der Wanderer, wenn er die tiefebene Heide-sandflächen der P l i e t n i k e r und S c h ö n t h a l e r F o r s t durchquert und dann plötzlich am Steilhang eines herr-lichen Waldsees steht. Wie Perlen an einer Schnur reihen sich die K r a m s k e n s e e n, der T r e b e s k e -,

O b e r e r -, M i t t l e r e r und D a m - s c h e S e e aneinander, verbunden durch die forellenreiche R o h r a. Und steigen wir bis zum Ursprung dieses hurtigen Baches, dem T e u f e l s s p r i n g, dann erleben wir hier das größte und schönste Quellgebiet unseres Flachlandes. Immer-fort arbeiten mächtige Quellen an der Aushöhlung der riesigen Quellnischen. Von den Steilhängen stürzen uralte Buchen und schlanke Kiefern, die dann, gespen-sterhaft von gelbem Quellschlamm und saftiggrünen Moosrasen überwuchert, in dem Quellmoor vermodern. Aber Steine und Stämme springen die eiskalten Quellwasser und murmeln und glucksen ihr ewiges Lied, begleitet vom melodi-schen Gesang des Rotkehlchens oder dem schwermütigen Flöten der Drosseln. Welt-verloren glaubt sich der Wanderer hier in dem geheimnisvollen Halbdunkel des Buchenwaldes. Er ahnt nicht, daß 20 Meter höher der eiförmige Kiefern-wald die weite Heidesandebene besiedelt.

Noch stärker der flachen Landschaft entrückt und ins Mittelgebirge versetzt fühlt man sich auf einer Wanderung am Desseließ und Plöckenfließ unterhalb von Dype. In viele Jahrtau-sende langer Arbeit hat hier der Abfluß der großen S c h l o p p e r S t a u s e e n - r i n n e sich tief in die Moräne eingengagt und stürzt nun über zahllose Steine, auf denen die wenigen Sonnenstrahlen, die das Buchenlaubdach durchbrechen, die zauberisch wirkenden roten Lager der

Bachrotalge hervorleuchten lassen. Dieses Bild begleitet uns an vielen Stellen des Plögenfließes und der Nebenbäche, oder auch im Rüdowtal, dessen Wasser einst ungebändigt oft über die Steinfreu des Flußbettes hinwegrauschte, der geeignete Platz für Lachse und Forellen. Heute hat man sie durch Staudämme bei Jastrow und Betkenhammer, bei Borkendorf und Koschütz in ruhige Stauseen gezwungen, um ihre wertvolle Wasserkraft auszunutzen. Und man hat durch diese Veränderungen nicht nur neue, sondern auch schöne Landschaftsbilder geschaffen.

Die Perlen des Kroner Landes aber sind die Seen. Wir lernten schon einige der schönsten, wie den Großen Bóthensee, den Radaunensee oder die Kohrassen. Aber noch viele wären zu nennen. Welch herrliches Bild bietet der Stabiksee von der Jugendherberge aus, oder der vierflügelige Zückersee, an dessen sonnendurchglühtem Steilhang eine seltene, artenreiche Steppenflora sich erhalten konnte. Auf den Salmerseen führt der Schwan seine Jungen, und manchmal stößt der gewaltige Seeadler aus dem benachbarten Brutgebiet bis hierher vor. Seinen einzigen Brutplatz in der pommerschen Grenzmark hat der Polartaucher auf einem der westlichen Waldseen, und manchmal hörte man hier das tiefe „Dumb“ der scheuen Rohrdommel.

Wenn manche Seen seit ihrer Entstehung auch ihr ursprüngliches Bild bewahrt haben, so sind viele durch breite Verlandungszonen wesentlich kleiner geworden. Ja, viele sind in den Jahrtausenden vollständig verlandet und stellen



Rüdow-Stausee bei Borkendorf

heute oft noch unberührte Natururkunden früherer Vegetations- und Klimaperioden dar. Im Naturschutzgebiet Ziegenbruch bei Jastrow werden Strauchbirke und Bocksteinbrech als seltene Eiszeitrelikte geschützt, und das Naturschutzgebiet der Hammerseen nördlich von Schneidemühl, wo manchmal noch das Pfeifen der Sumpfschildkröte ertönt, ist ein seltenes Schulbeispiel aller Verlandungsstadien von der schwimmenden Wasserflora über das Flach- und Gesträuchmoor bis zum Moorwalde.


Sind aber die schaukelnden Moorflächen über den Grundwasserstand hin-

ausgewachsen, dann beherrschen Sumpfporst und Trunkelbeere, Scheidenwollgras und Heidekraut das Bild. Dann können sich unsere großen Moore in ihrer landschaftlichen Schönheit und artenreichen Vegetation getrost mit der Lüneburger Heide messen. Wenn die Teufelsheide im Norden des Kroner Landes ihre weiten Heidekrautflächen in lichtem Rot erstrahlen läßt, unterbrochen von Kiefernkuffeln und dunkeln Wacholderbüschen und leuchtendweißen Birkenstämmen, dann schmücken sich die Moorflächen mit wehenden Wollgrasbüscheln, und unter den Moorkindern entdecken wir den azurblauen Lungenenzian, die schopfigen Bülfen der seltenen Rasenbinse, die weißen Rasen der Schnabelsimse und die glitzernden roten Blättchen des Sonnentaus. Und solche Bilder wiederholen sich in der Brokener Mösse oder dem Teufelsmoor bei Deutsch Krone, den Hungerpfuhlen oder den vielen ungenannten Waldmooren.

Der dahinrastende Autofahrer wird nur schlecht auf seine Kosten kommen, um die Natur zu genießen. Will man das Kroner Land wirklich in seiner ganzen Schönheit kennen lernen, dann muß man den beschwerlichen Pfaden der Fluß- und Seenhänge folgen oder über das unwegsame, oft trügerisch-schaukelnde Moor oder durch die einsame Heide wandern. Dann wird der Wanderer auch erkennen, was dieses Land unserem Hermann Löns, der es in seiner Jugend durchstreift hat, für sein Lebenswerk geben konnte.



Die Große Mösse bei Broken



Krummhorn

von Hans W. Dürck

Rot war die Heide, und die Sonne schien. Ein milchiger Nebelschleier lag über dem Rehmoor. Zwei dunkle Schatten legten in dem milchigen Dunst hin und her. Bald verschwanden sie in der Kreuzottererschönung, tauchten nach einer Weile wieder auf und rasten durch den Nebel. Hin und her, hier- und dorthin ging die Gespensterjagd, an Wulf Ehmke, dem einsamen Wacholdermännchen, vorbei und dann zweimal im Kreise darum herum, und da gellte ein angstvoller Schrei durch den jungen Augustmorgen, daß Markwart empört aufkrätschte und sich nach der Ursache des lauten Angstgeschreies umsah. Fast verrenkte er sich den Hals auf seinem hohen Sitz auf der einsamen wilden Ruffelkiefer im Moor. Denn er konnte nichts sehen, weil der Nebel seinen milchigen Schleier über das tolle Treiben hielt. Als der zweite Angstschrei durchs Moor gellte, schwang er sich mit einem kühnen Stoß ab und strich laut schimpfend zu Wulf Ehmke. Und als er auf dem hohen Wacholdermännchen saß, sah er, was da los war. Krummhorn trieb ein Schmalreh, roh und grob beckte er es durch die Heide.

Markwart stellte die Holle hoch und schrie und schimpfte in heller Wut. Bald bekam er aus allen Richtungen von seiner Sippschaft Verstärkung, und alles schrie und schimpfte wüßt durcheinander. Keiner von Markwarts konnte Krummhorn leiden, diesen Heimlichtuer. Wann sah man ihn denn mal mit seinem krickelkrummen Gehörn, und was hatte er für ein Benehmen! Doch höchstens mal in der heißen Mittagssonnenglut, wenn die Heimchen zirpten und die Kreuzottern faul in der heißen Sonne schmorten. Da schlich er manchmal wie ein Fuchs aus der Kreuzottererschönung ins Rehmoor und hatte es immer sehr eilig. Hier und da naschte er einen Grashalm oder einen jungen Heideschößling, schlug eine der jungen Weiskerlen, die Förster Köhler dort pflanzen ließ, zuschanden, und dann schlich er sich wieder davon. Sieht er denn

aus wie ein richtiger roter Bock? Fahlgelb ist seine Decke, schlohweiß sein Gesicht, und das Gehörn? Kann man denn dieses krumme, schwarze Gebilde, an dem nicht eine einzige blanke Spitze glänzt, überhaupt Gehörn nennen? So etwas von Bock und Benehmen hatte Markwart noch nie gesehen. Und das will was heißen, denn Markwart war schon alt, und er kannte die Heide auf und ab, weit und breit!

Reuchend trieb der Bock das Schmalreh durch die rote, tauige Heide. Flink und wendig wich das Schmalreh seiner



wilden Werbung aus. Und wenn es gar zu wild und toll wurde, dann machte es seiner Angst mit gellem Schrei Luft. Eine ganze Weile ging das so, und endlich war der Bock vor Bier und Hecke so erschöpft, daß er das Schmalreh in Ruhe ließ. Er blieb stehen, sicherte nach allen Seiten und naschte dann aus lauter Verlegenheit ein paar Grashalme. Das Schmalreh trollte weiter, der Kreuzottererschönung zu . . .

Es war mir beim besten Willen nicht möglich, den Bock anzusprechen. Zu dicht und zäh hing der weiße Nebel über dem Rehmoor. Nur die Läufe und den halben Rumpf konnte ich manchmal sehen, wenn die Jagd dicht an mir vorbeikam und der Boden nebelfrei war. Sonst war nichts weiter zu sehen als jagende Schatten, und der Moorboden dröhnte. Und ein

Meter höher war die Luft so klar, und die Morgensonne schien so schön - der reinste Hohn. Ich hoffte, daß der Nebel bald fallen würde, wenn erst die Sonne höher stand. Das tat er auch. Aber als ich dann das ganze Rehmoor mit dem Glase absuchte, war von den Rehen nichts mehr zu sehen. Nur ein Alttier und ein Kalb zogen in Richtung zum Annashöfer Dickicht. Da ging ich den Pürschsteig am Moor unter den Ruffeln entlang zum Hochsitz, den ich mir im Jahre vorher dort gebaut hatte. Ich kletterte hoch und rauchte erst mal eine Zigarette.

Leuchtend zog die Sonne ihre Bahn, immer höher kletterte sie, und immer heißer wurden ihre Strahlen. Mein Drilling hing an einem zu diesem Zwecke gekappten Kiefernast, und ich ließ mich von der Sonne braten und freute mich des schönen Morgens.

Eine Ricke mit Kitz erschien und ließ sich von der Sonne die Decke trocknen. Das Kitz nahm in gierigen Zügen seinen Vormittagstrunk. Als es der Ricke genug sein mochte, zog sie, ohne sich um das säugende Kitz zu kümmern, einfach weiter. Das Kitz machte ein dummes Gesicht und trollte dann der Ricke nach.

Schwere Schwingen rauschten. Ein alter Kranich erschien im Rehmoor. Lange beobachtete ich den stolzen Vogel aus nächster Nähe, wie er sein Gefieder ordnete und dann in der Sonne umherstolzerte, bis er endlich durch die Lichtreflexe der Fernglaslinsen auf mich aufmerksam gemacht wurde und hastig abstrich.

Einsam und still lag jetzt das Moor und die Heide. Nur die Bienen summten und flogen rastlos und geschäftig hin und her, von Heideblüte zu Heideblüte, und dann wieder fort zu des Heidebauern Bienenkörben. Heiße Sonnenglut brütete auf dem Moor, die Luft zitterte und flackerte wie eine farblose Flamme. Müdigkeit überfiel mich. War ja auch schon im Moor, lange bevor der Tag graute. Wenn doch jetzt wenigstens irgendein

Leimath Klänge

1.

Drei Klänge sind vom Leimathland
Dief die is von lange nicht mehr geseh,
Manch wübe Kunde von antppwand
In die is Himmelig sie antbepf,
Drei Klänge, süß mit Liebesland
Nur sprühen Markt aus Lindwunde -
Lied nicht, wie zur weissen Hand
Des Klugespiel der Hand mit wand:
Die Klänge ~~in dem~~ in dem dunklen Feser,
Die Klänge von grünen Feser,
Die Lied aus Halthorn, nicht
Nur nicht, ob ich nicht nochmal sei!

2.

O Klänge von dem Liefenwald,
Ist gab dir nicht so ^{Lied} geseh.

Nur gab man wildes Herz gelobt
Nur der Klänge Feser flach,
Nur ringt nicht die Liefen Feser,
Nur alle Leben is antpümt -
Und andermal beim Mondeschein,
Die Klänge sind geblen Malodien,
Nur in der Liefen Feser I Klänge,
Und dort ~~geseh~~ ^{geseh} die Klänge laufe
O Klänge von dem dunklen Feser,
Nur nicht, ob ich nicht nochmal sei!

3.

O Klänge von dem Feser,
Und Klänge Klänge an dem Feser,
Nur nicht geseh, die Klänge nicht mehr,
Ist gab dir nicht so geseh.
O Klänge laufe Abendland,

Drei Klänge sind vom Leimathland -----

Hermann Löns' schönstes Jugendgedicht



Hermann Löns



Stück Wild erscheinen wollte! Dann verflöge der Schlaf sofort. Einnicken darf ich nicht, denn es ist keine Kanzel, worauf ich sitze, nur ein einfacher Hochsitz. Die Leiter an eine Kiefer gelehnt, eine Leiter-sprosse ist Fußstütze, der Kiefernstamm Rückenlehne, ein Brett als Sitz und seitlich zwei Armlehnen. Also ein primitiver Großvaterstuhl auf einer Leiter. Beim ersten Nicker würde ich sechs Meter tief hinunterpurzeln. Und dafür danke ich!

Ich drehte mir noch eine Zigarette und blies blaue Wölkchen in die Luft. Wenn nur das Grillenvolk nicht in einem fort so eintönig fiedeln wollte! Das wirkt einschläfernd wie Opium.

Am 10 Uhr kletterte ich leise vom Hochsitz und pflückte mir im Schatten einen zarten Grashalm. Diesen legte ich in meinen Waldheil-Kalender, und dann kletterte ich wieder hoch. Zarte Töne entlockte ich dem Grashalm. Wartete. Nichts erschien. Alles leuchtete ich mit dem Glase ab. Überall zittert und flimmert die Luft, die Heimchen fiedeln wie toll und verrückt. Sonst nichts. Wer weiß, wohin die wilde Jagd gegangen ist heute früh!

Schluss! Heute vormittag soll's genug sein. Bin ja schon so manches Mal umsonst hier im Rehmoor gewesen. Ich wußte nur, daß hier ein ganz heimlicher Bock sein Wesen trieb. Einmal prallte ich an einem Juniabend mit ihm zusammen. Ich hatte an der Kreuzotter-schonung auf das alte Hauptschwein gepaßt, dessen Fährte ich am Morgen fand. Es goß Bindfäden, das richtige Sauwetter, aber trotzdem

kam der Keiser nicht. In der Ferne verzog sich das Gewitter, der Abend war frühzeitig stockfinsterner Nacht gewichen, und es goß. Mein Lodenmantel wurde immer schwerer. Ab und zu zuckte noch ein Blitz durch die Finsternis, und ich stolperte heim. Da sprang im Rehmoor kurz vor mir ein Reh ab. Nur zweimal klang sein rauhes und kurzes Boh-bo! Dann war es still, nur der Regen rauschte und trommelte schwer auf den harten Weg. Oft, oft war ich hier. Abends, bis die Nachtschwalbe sang und der Kauz klagte, frühzeitig, wenn noch die Sterne schienen, und sonst noch zu jeder Tageszeit. Nur einen rachenbremsigen Knopfspießer, bei dem ich zwei- und fünfzig Larven zählte, befreite meine Kugel von seinen Leiden. Den Herren des Moores, der die ganzen Weißerlen zuschanden schlug, sah ich nicht.

Die Sterne funkelten am nachtsamten Himmel, Sternschnuppen zogen sekundenlang leuchtende Bahnen. Im Stillen Moor klagte ein Kauz. Als ich durch Annashof kam, blaffte verschlafen ein Kettenhund. Mein Fahrrad ließ ich am Waldeingang liegen und ging dann den Heidhofweg zum Rehmoor. Mein Hund „Nauz“, die treue, brave Seele, trabte hinter mir her.

Als ich am Annashöfer Dickicht vorbeikam, hörte ich es in der Dichtung knakken. Ich blieb stehen. Näher brach es, dann war es ein Weilschen still, und dann zogen drei Sauen über den Weg. Ganz dicht zogen sie an mir vorbei. Schade, daß es noch so dunkel war! Schießen wollte ich nicht, aber schon der Anblick dieses urwüchsiges Wildes ist etwas Schönes. Langsam ging ich weiter.

Ein blaßgelber Schein im Osten kündete die nahende Sonne. Bald konnte man die einzelnen Wacholder unter den Kuffeln erkennen. Als ich an die kleine Schonung kam, die sich an das Annashöfer Dickicht anschließt, nahm mich eine Nachtschwalbe in Empfang. Sie kam mir entgegen, rüttelte kurz vor mir ein Weilschen, umgaukelte mich und setzte sich dann auf einen dürren Kiefernast. Ich blieb stehen und beobachtete sie.

Die Nachtschwalbe schnarrte mir eine Strophe ihres bescheidenen Liedes vor. Als sie damit fertig war, ging ich weiter. Da flog auch sie wieder weiter, schlug platschend die Schwingen zusammen,

machte kehrt und rüttelte wieder. Dann setzte sie sich wieder auf einen dürren Kiefernaststummel. So wiederholte sich das immer wieder, bis ich in die kleine Schneise abbog, die zum Rehmoor führt.

Ich war noch nicht am Moor, da sah ich schon wieder Wild. Zwei Alttiere mit Kälbern ästen keine 80 Schritt vor mir im Moor. Da setzte ich mich auf meinen Rucksack, an eine Kiefer gelehnt, und sah dem Rotwild zu. Es war inzwischen schon hell geworden. Unbekümmert und sorglos äste das Wild, und die beiden Kälber trieben ein übermütiges Spiel. Wie die Wilden tollten und rasten sie umher. „Nauz“ zitterte vor Jagdsieber, blieb aber still sitzen. Sie zitterte am ganzen Körper, trat von einem Vorderlauf auf den anderen, und das schwarze Näschen tropfte. Nie hat „Nauz“ mir Wild vergrämt, nie brauchte ich eine Leine für die schwarze, langhaarige Tackelhündin. Sie hatte aber auch Menschenverstand.

Von rechts zog ein Stück Wild heran. Als es näher kam, erkannte ich den „Giraffenbock“. Man verzeihe mir diesen Ausdruck für einen Hirsch! Aber ein richtiger Hirsch war das nicht. Vor acht Tagen ging ich mit meiner Frau den Weg zwischen Kleinem See und Seeberg entlang. Rechts junge Erlen und Schilf, davor ein Graben, dessen Rand mit Schilf und hohen Nesseln bestanden ist. Meine Frau gab mir ein Stück Wegs das Geleit, und wir unterhielten uns. Als ich mal nach rechts sah, mußte ich lachen. Wie aus einem Rahmen von



Schilf und Nesseln äugte mich neugierig ein Stück Rotwild an. Schmal der Kopf, zierlich, ein pfiffiges Dummesjungen-gesicht. Und vor den Lauschern kleine Knubben, von der Decke überwachsen. Wie eine Giraffe sah er aus. Das ganze Bild fünf Schritt vor uns. Und das machte einen so komischen Eindruck, daß wir lachen mußten, worauf das Gesicht aus dem Rahmen von Schilf und Nesseln verschwand. Der Hirsch prasselte durchs Bruch davon und hatte seinen Namen weg. Seitdem hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Bei der nächsten Begegnung wollte ich ein ernstes Wort mit ihm reden. Und nun war die nächste Begegnung da. Der Giraffenbock zog zwischen dem Rahlwild und mir vorbei, äugte im Ziehen zum Wilde und zog ohne Aufenthalt zum Annashöfer Dickicht. Ich ließ ihn ziehen. Wollte mir nicht den Bock vergrämen. Vierzehn Tage später schoß ich den Giraffenbock, beinahe auf derselben Stelle. Er wog aufgebrochen ganze 90 Pfund, der „Giraffenbock“. -

Leuchtend kam die Sonne über die Kreuzotter-schönung. Das Rahlwild zog jetzt dem Giraffenbock nach, ins Annashöfer Dickicht. Ich stand auf und pürschte weiter. Den Drilling hatte ich über die Schulter gehängt und dachte gar nicht ans Schießen. Nachwehen der friedlichen Bilder. Oder der erfolglosen Pürschen?

Links konnte ich die ganze große Blöke übersehen. Ein zarter Nebelschleier senkte sich, der Boden selbst war noch nebelfrei. Das ganze Moor suchte ich mit dem achtfachen Glase ab, aber es war kein Reh

zu sehen. Wer weiß, wie oft ich noch nach dem Bock laufen muß!

Langsam pürschte ich weiter. Rechter Hand Blöke, hohes Blaugras, Glockenheide, Sandheide, Binsenkaupen, Zwergweiden, höhere Partien, mit Weißerlen bestanden, in denen die Hirsche gehaust haben, einzelne kümmerliche Wacholderbüsche. Ich nahm mir gar nicht die Mühe, rechts vom Wege das Gebüsch und Gestrüpp gründlich abzusuchen. Immer sah ich nur nach links. Machte das, weil ich das Bild linker Hand so gern mochte, weil dort Wulf Ehmke steht? Oder weil ich gestern früh den Bock dort treiben sah? Es war mir wohl zur fixen Idee geworden, daß der Bock dort stehen müsse.

Endlich sah ich doch wieder mal nach rechts. Eine zarte Nebelbank senkte sich langsam, von der Sonne milchig durchstrahlt. Was ist denn das?! Ich traue meinen Augen nicht. Keine 60 Schritt entfernt steht ein Bock. Schlohweiß das Gesicht, wie schwarze Kohlen glänzen die Lichter, davor ein krummes, verdrehtes, kohlschwarzes Gebilde, im rechten Winkel von der Stirn weg nach vorn gestellt, fahlgelb die Decke, der ganze Bock gespannt wie eine Feder, die gleich loschnellen muß, äugte er mich an, als wollte er mich fragen: „Was willst denn du hier?“ Nicht millimeterweise - nein, blitzschnell hatte ich den Drilling von der Schulter und am Kopf, nahm mir nicht einmal die Zeit zu stechen, und im nächsten Augenblick gelte der Schuß von drei Granm Blättchenpulver aus dem Acht-Millimeter-Lauf in den stillen Heidemorgen.

Scharf wurde das Echo von den Stuhower Kiefern zurückgeworfen, und des Heidhofbauern Hunde fingen an zu toben.

Wie ein bockiger Gaul stieg der Bock hoch und raste dann in niedrigen langen Fluchten seinen Todesweg. Dreißig Schritt weit, bis in den angrenzenden Kiefernbestand. Den äußerst breiten Graben überfloh er, als wäre er gar nicht da.

Durch taunasses Blaugras, durch Glockenheide und über Binsenkaupen gehe ich mit „Nauz“ zum Anschuß. Rot leuchtet es mir entgegen. Dunkle Rubinen, kristallklare Tautropfen und helle, schaumige Flocken. Eine dunkle Bahn in der tauigen Heide, über und über mit Schweiß bespritzt, zeichnet die letzten Fluchten, die der Herr des Moores machte.

Auf grünes Moos gebettet lag der fahlgelbe Bock. „Nauz“ schüttelte ihn an der Drossel, und aus dem Einschuß quoll blasig der Schweiß. Ich lobte „Nauz“, nahm ihn vom Bock ab, und dann hielt ich ein kleines Feiertündchen. - Ein seltenes Beutestück ist mein, Markwarts brauchen sich nicht mehr zu ärgern, und ein schlechter Vererber ist weniger im Revier.

Drei Tage später kam ich wieder durchs Rehmoor. Hoch und blau war der Himmel, rot die Heide, die Bienen und Hummeln summten und brummten, die Heimchen fiedelten, und weiße Wölkchen segelten hoch am Himmel über die Pracht von Heide und Moor dahin. Im Rehmoor aber stand ein junger, gutveranlagter Sechser bei dem Schmalreh. - - -

HERYBERT MENZEL:

Du süßer Duft von der Linde

Immer ihr unserer Heimat
Strom und Hügel, Wald und Feld,
Immer bleibt ihr uns heilig
Vor aller Schönheit der weiten Welt.
Du süßer Duft von der Linde,
Ihr fernen Glocken im Wind,
Wo streicht noch Heimat so lüde
Über das Haar ihrem Kind?

Wann ich auch heimgekommen,
Strom und Hügel, Wald und Feld,
Immer war ich voll Trauer,
Daß ich euch ließ für die weite Welt.
Du armer Rauch überm Herde,
Du farges Brot auf dem Tisch,
Mir war im Blühn fremder Erde
Wie außerm Wasser dem Fisch.

Einmal da komm ich für immer,
Strom und Hügel, Wald und Feld,
Dann hab ich mich müde gelaufen,
Dann weiß ich nur dies von der weiten Welt:
Du süßer Duft von der Linde,
Ihr fernen Glocken im Wind,
Wo streicht noch Heimat so lüde
Über das Grab ihrem Kind?

Brommy

Der erste Admiral der deutschen Flotte

Ein Aufriß

von HEINRICH ZERKAULEN

Das Bildnis des Karl Rudolf Brommy aus dem Stadtgeschichtlichen Museum in Leipzig, des Schöpfers und ersten Admirals der deutschen Flotte zeigt nach der Auffassung des unbekanntem Meisters das fast gütige Antlitz eines Menschen, ruhend in sich selber und voller Harmonie des Herzens. In Wahrheit aber hat dieser Mann sich verzehrt in Arbeitseifer und Arbeitswillen zeit seines Lebens, immer im Kampf gegen eine Welt des Unverstandes, ein Meister der Entfagung um des höheren Zieles willen. Als ihn der Bremer Senator Arnold Duckwitz, Minister für Handel und Marine bei der Frankfurter Regierung von 1848, zum Organisator einer zu gründenden deutschen Reichsmarine bestellte, da verschrieb sich Brommy, wie er späterhin genannt wurde und mit welchem Namen er in die Geschichte eingegangen ist, nicht einem der regierenden Fürsten seiner Zeit, sondern einer Idee: dem Reich.

Nur von solchem Blickfeld her läßt sich das wahrhaft tragische Leben dieses Mannes überschauen, will man dem großen Werk seiner schöpferischen Tat gerecht werden.

Als fünftes Kind des Gerichtschöppen Johann Simon Bromme wurde Brommy in Leipzig-Anger am 10. September 1804 geboren. Die Familienchronik weiß zu berichten, der Knabe sei bei der Geburt so schwach gewesen, daß man zur eiligen Taufe einen Maurer-gefallen herbeigerufen hätte, der gerade mit einer notwendig gewordenen Ausbesserung beschäftigt war. Auch der Richter des Dorfes eilte herbei wie er ging und stand, aus dem Pferdestall,

in Pelzmütze und gelb ledernen Kniehosen, so heißt es, dazu eine Nachbarnfrau aus dem angrenzenden Garten, weg vom Fäten.

Daß dem Knaben ein unbezähmbare Drang nach Weite und Welt im Blut gelegen haben muß, wird offenbar in dem Buch des Dreißigjährigen, das unter dem Decknamen R. Tamo und unter dem Titel „Skizzen aus dem Leben eines Seemannes“ im Verlag C. E. Klincksch & Sohn 1835 in Meissen (heute vergriffen) erscheinen ließ. Ordentlichlich spürbar wird die Sehnsucht nach der alten Heimat, liest man zu Beginn des Buches die Worte: Seinen Freunden in Sachsen gewidmet.



Karl Rudolf Brommy

Als Kind schaute dieser Brommy vom Dachfenster im Hause seiner Tante in Leipzig der Völkerschlacht zu, erkannte das Brausen, das Her- und Hinfluten, das An- und Abebben der aufeinanderprallenden Heeresmassen. Aber den Knaben zog es mit unheimlicher Gewalt zur See. Als Schiffsjunge auf der Handelsbrigg „Adler“ wäre er beinahe im Hafen von Neuyork beim Anstreichen des Bugwappens ertrunken. Früh schon in griechischen Diensten, brachte er es dort bis zum Fregattenkapitän, zum Seezeugmeister und endlich sogar zum Vorsitzenden des Marinekriegsgerichts in Athen. Zuvor war er auf deutschen und nordamerikanischen

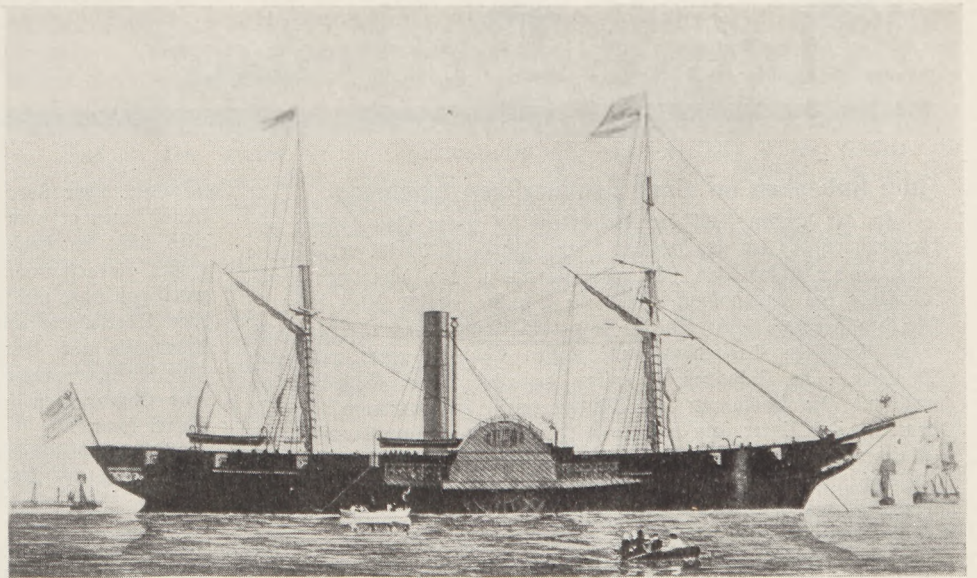
Handelschiffen gefahren, er kannte die Meere der Welt. Er, der in Deutschland Jahre und Jahre vergeblich Ausschau gehalten hatte, bei wem und bei welcher Gelegenheit er seinen Plan einer bewaffneten deutschen Marine anbringen könnte, er hatte sich endlich voller Begeisterung den griechischen Befreiungskämpfen vom Joch der Türken angeschlossen. Und hatte auch nicht vergessen, zwischen durch seine nautischen und sonstigen Kenntnisse zu einem grundlegenden Werk auszuwerten, das er „Die Marine“ nannte (Berlin 1848). Er war ein Fachmann seines Berufes geworden, der ausgezeichnete Kenner aller europäischen Seemächte.

Unter diesen Seemächten aber fehlte Deutschland. Jenes Deutschland, das ohnmächtig zusehen mußte, wie der große dänische Admiral Sten Bille ein deutsches Handelsschiff nach dem andern kaperte, weil keine oder nur mangelhaft ausgebildete örtliche

Seestreitkräfte irgendwelchen nennenswerten Widerstand entgegensetzen konnten. Zu dieser Zeit, es war im Dezember 1847, schrieb der Sachse Brommy im fernen Athen die fast prophetischen Worte in seinem Buch über die Marine nieder: „Was einst die Hansa, was Preußens Großer Kurfürst versuchten, sollte das im 19. Jahrhundert dem kräftigen deutschen Willen nicht möglich sein?“ Noch klarer und eindeutiger wurde die Zielsetzung des heißen Willens dieses Mannes in einem anderen Ausspruch: „Wendet man die Zerstückelung des Deutschen Reiches gegen die Gründung einer Kriegsmarine ein, so sollte man doch gleichzeitig bedenken, daß die einzelnen deutschen Staaten, obgleich wie die Wogen des Meeres getrennt, dennoch eins wie das Meer selber sind, denn der Staatenbund verbindet sie.“

So sah also die Persönlichkeit aus, die der weitschauende Minister Dückwitz brauchte, um in den wenigen Monaten des Waffenstillstandes zwischen dem Reich und Dänemark mit Hilfe der vom Frankfurter Parlament bewilligten sechs Millionen Taler eine deutsche Flotte gleichsam über Nacht entstehen zu lassen. Mit einem nicht zu überbietenden Fanatismus, mit wahrer Verbissenheit, doch auch mit dem klaren Willen zum Ziel, ging Brommy ans Werk, er, der in seinem Marinebuch den wundervollen Satz prägen konnte von der Stille als „der Seele der Subordination“. Die vom Parlament bewilligten sechs Millionen Taler standen vorerst und auch späterhin nur auf dem Papier. Einzig Preußen zahlte. Und das Volk zahlte. Die Flotte wurde diesem aufgebrochenen und begeisterten Volk zum Sinnbild der scheinbar endlich gefundenen Einigkeit.

Was Brommy in diesen Jahren des Kampfes gegen die Fürsten und die Interessen der Kleinstaaterie, gegen die Sonderwünsche des Hauses Habsburg vor allem, dennoch durchzusetzen vermochte, grenzt ans Unglaubliche. Es ist wiederum Dückwitz, der in seinen „Denkwürdigkeiten“ (Bremen 1877) seinem ehemaligen Admiral nachträglich bescheinigen wird: „Da lag acht Monate später in der Mündung der Weser eine vollständig ausgerüstete, armierte und mit kundigen Offizieren, Kanonieren, Matrosen und Marinesoldaten bemannte, schlagfertige Flottille von 16 Dampfkriegsschiffen, Fregatten und Corvetten und 27 Kanonenbooten, völlig genügend, eines Feindes in der Nordsee sich zu erwehren. Deutsche Staatsmänner, welche dann den Verkauf der Flotte beschloßen, haben sie nie gesehen.“



Brommys Flaggsschiff „Barbarossa“

Damit aber sind wir der Entwicklung schon vorausgeeilt, die zum tragischen Abbruch der Lebensarbeit Brommys führen sollte. Immer deutlicher zeigte sich, daß der Traum von deutscher Einigkeit und Einheit, daß der Traum des Reiches zu früh geträumt war: Metternichs System war zwar vom Volkswillen hinweggefegt worden, um wenig Zeit später in dynastischer Wiedergeburt um so fester gegründet in Erscheinung zu treten. Vergeblich suchte ein Minister von Gagern mit dem Begriff der Staatsraison dem Gewissen der Dynastien und ihrer verderblichen Räte beizukommen.

Als die alten Bundesfürsten wieder an die Macht kamen, ergab sich die Frage: war die Flotte von 1848, war Brommys Flotte Bundeseigentum oder nicht? Sollte sie erhalten, verteilt oder aufgelöst werden? Wenn sie erhalten blieb, sollte sie als Bundesflotte, als Zollvereinsflotte oder als Flotte der Uferstaaten weiter bestehen? Wenn sie als Bundesflotte blieb, sollte auf Nachzahlung der Rückstände durch die säumigen Bundesmitglieder bestanden oder eine neue Umlage für alle angeordnet werden?

Brommy aber kämpfte einen aussichtslosen Kampf. Minister Arnold Dückwitz, sein Freund und Beschützer, war zurückgetreten, es schien ihm unmöglich, eine von Habsburgs Gnaden diktierte Reichspolitik zu betreiben. Bekannt ist sein Ausspruch, daß er lieber die Flotte in die Luft gesprengt wissen wollte, als sie unter den Hammer zu bringen. Auch sein Nachfolger im Marineministerium, der vom Hause Habsburg in den Adelsstand erhobene Baron Jochnis, war zwar der

Meinung, daß das Vertrauen zum Bundestag sicherlich nicht gestärkt würde, wenn eine seiner ersten Handlungen die Auflösung der Flotte „penny wise and pound foolish“, wie er sich ausdrückte, für nichts und wieder nichts, sein sollte. Aber auch er konnte der Katastrophe nicht begegnen: am 30. Dezember 1851 faßte die Bundesversammlung mit elf gegen sechs Stimmen den verhängnisvollen Beschluß, daß die Flotte nicht als Eigentum des Bundes beizubehalten, sondern entweder von den Uferstaaten der Nordsee zu übernehmen oder aufzulösen sei. Am 10. April 1852 holte „Barbarossa“, Brommys Flaggsschiff, die Flagge ein. Das Schiff wurde für Preußen übernommen. Die übrigen Schiffe wurden weit unter Taxwert versteigert. Im April 1853 kam es zur Auflösung der Marinebehörden Bremerhaven und zur Entlassung aller Beamten. Einen Monat später wurde auch Brommy entlassen. Er war ein gebrochener Mann.

Am 9. Januar 1860 starb Karl Rudolf Brommy in St. Magnus bei Bremen. Man bettete den toten Admiral in das Fahmentuch seines ehemaligen Flaggsschiffes. Der einfache Grabstein auf dem Friedhof zu Hammelwarden bei Brake trägt die Inschrift, die ihm Hermann Almers geschrieben hat:

Karl Rudolf Brommy ruht in diesem
Grabe,
der ersten deutschen Flotte Admiral.
Gedenkt des Wackren und gedenkt der
Zeiten
an schöner Hoffnung reich und bitter
Täuschung,
und - welche Wendung dann durch Gottes
Fügung.

Kleine Beiträge

Zum Andenken an einen pommerischen Gelehrten

Zu der großen Zahl der Gelehrten, die unser Gau gestellt hat, gehört auch der am 20. Februar dieses Jahres in Berlin verchiedene Waltherr Schulze. Er war als Sohn des damaligen Subdirektors am Gymnasium, Reinhold Schulze, am 9. Mai 1862 in Kolberg geboren, seine Mutter war eine Tochter des Kreisgerichtsrats Wolff in Greifenberg und dessen Ehefrau, einer geborenen Dummer. Die Schulzes stammten aus der Mark Brandenburg, während die Vorfahren der Mutter meist in Pommern ansässig waren. Der Vater kam bald nach Königsberg in der Neumark, wo Waltherr Schulze 1879 die Reifeprüfung ablegte. Er studierte Deutsch, Geschichte und Philosophie in Berlin und Halle, bestand die Staatsprüfung und erwarb den Doktorgrad. Nach einem Probefahr am Luisenstädtischen Realgymnasium in Berlin und nach kurzer Tätigkeit in der Schriftleitung des „Danziger Couriers“ trat er bei der Universitätsbibliothek Halle ein und wirkte seit 1906 an der Preussischen Staatsbibliothek, zuletzt von 1922 bis zu seiner Veretzung in den Ruhestand 1927 als Abteilungsdirektor.

Auf seine bibliothekarischen Arbeiten ausführlicher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Waltherr Schulze hat in seinem Berufe Besonderes geleistet, die Ordnung der großen Kriegssammlung der Preussischen Staatsbibliothek und sein Eintreten für die stärkere Berücksichtigung der „Schönen“ Literatur an den wissenschaftlichen Bibliotheken seien ihm unvergessen. Im Jahre 1922 übernahm er die Schriftleitung des Zentralblattes für Bibliothekswesen. Wie er in seinem „Abschied“ 1936 sagt, war es sein Bestreben, diesem Blatt seinen internationalen Ruf zu erhalten. Er legte sein Amt schließlich nieder in der festen Überzeugung, daß die Zeitschrift es auch künftig als ihre Aufgabe anfähe, an allen neuen Problemen, die das neue Reich den Bibliotheken brächte, „aktiv und freudig mitzuarbeiten, daß es auch weiter danach streben würde, das Zentralblatt für Bibliothekswesen zu sein“.

Mit der Berufsarbeit aufs engste verbunden war seine Forscherarbeit. Er liebte es auf Grund tiefen Eindringens scharf zu formulieren und zu werten, - die Geschichtsforschung, die nicht den Mut habe, Werturteile zu fällen, lehnte er ab. Sein frühestes Interesse galt dem Mittelalter, schon seine Dissertation behandelte ein Zentralproblem, die kluniazensische Klosterreform (1883). Wir verdanken Schulze ferner eine gediegene „Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern“ (1894/96), die natürlich in vielem zeitgebunden war, die sich aber überall durch eigenes Urteil auszeichnete.

Gleichzeitig aber war er, der Forschung und Leben nicht trennte, schon an Probleme der Neuzeit herangegangen. Seine „Geschichte der preussischen Regieverwaltung von 1766-1786“ behandelt erstmalig ein wichtiges Gebiet aus der Zeit Friedrich des Großen (1888), das freilich für diesen nur am Rande seines Schaffens lag, das W. Schulze aber mit feinem Verständnis für das Wesen und die Grenzen seines Genius behandelt hat.

Nicht minder wichtig sind die Arbeiten, die sich mit der Entstehung des Zweiten Reiches befassen, die mit Fr. Thimme gemeinsam besorgten Ausgaben der Reden von Rudolf von Bennigsen und von Johannes Miquel (1911), vor allem die Untersuchung über „die Thronkandidatur Hohenzollern und Graf Bismarck“ (1902), in der er gegen Sybel den planmäßigen Anteil Bismarcks an der spanischen Angelegenheit nachwies, mit der er den französischen Gegner zwang, verfrüht Farbe zu bekennen und sich in einem für ihn ungünstigen Augenblick zu stellen. Ein Meisterwerk historischer Forschung ist W. Schulzes Studie über die Marneeschlacht (1922), in der das verhängnisvolle Verlagen von Bülow und Hentsch sicher herausgearbeitet wird. Das Büchlein behält bleibenden Wert, auch wenn uns heute weit mehr Quellen zur Verfügung stehen.

Dieses in seinen Hauptwerken gekennzeichnete Schaffen mußte Schulze einem zarten Körper abringen; es ist bewundernswert, wie

der Geist Herr über die Schwachheit blieb, noch bewundernswerter freilich, was er auch seinem Körper zumuten konnte. Dieser Mann blieb nicht im Bücherstaub und am Schreibtisch sitzen, er war ein großer Naturfreund, durchreiste Europa von Hammerfest bis Gibraltari, gab nicht nur ein englisches Handbuch für Bergsteiger in deutscher Übersetzung mit eigenen Beiträgen, nicht nur Aufsätze über Alpenpässe und Bergsport heraus, sondern war selbst ein eifriger Alpinist, dem manche Erstbesteigung verdankt wird und der das Goldene Ehrenzeichen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins tragen konnte.

Für die deutschen Bibliotheken und für die deutsche Geschichtsforschung ist der Hingang Waltherr Schulzes ein Verlust.

W. Menn.

Mitteilungen zum Löns-Schrifttum

In den „Ostdeutschen Monatsheften“ (6. Jahrgang, Nov. 1925, Heft 8, Seite 823 ff.) gab Dr. Wilhelm Deimann eine „Kritische Übersicht des Schrifttums über Hermann Löns (mit Ausnahme der Zeitschriften- und Vortragliteratur)“. Mit erfrischender Deutlichkeit hält er in diesem Aufsatz Abrechnung mit einer gewissen Art der Schriftstellerei, die unbekümmert um Quellen, Forschungsergebnisse und -möglichkeiten mit anspruchsvoller Gebärde auftritt und dabei nur Verwirrung anstiftet und falsche Anschauungen verbreitet. Es wäre erwünscht, daß die seit 1925 erschienene Lönsliteratur ebenfalls einmal einer kritischen Beurteilung unterzogen würde. Auch der heutige Begutachter würde dabei wieder ziemlich viele negative Urteile fällen müssen.

Im Zusammenhang mit meinem in diesem Heft veröffentlichten Aufsatz über Löns weise ich auf einige Darstellungen der Jugendzeit des Dichters hin. Für den Forscher bietet noch immer Deimanns Löns-Biographie, von der leider nur ein erster Teil vorliegt (Hermann Löns, Leben und Wirken, 1. Teil, Dortmund 1922), den zuverlässigsten Bericht über Löns' Jugend, wenn auch seit Erscheinen des Buches manche neuen Ergebnisse gewonnen sind. Erweitert werden die Mitteilungen in der Biographie hinsichtlich der Deutsch Kroner Zeit durch einen Aufsatz „Hermann Löns und die Grenzmark“, den Deimann in den „Ostdeutschen Monatsheften“ (5. Jahrgang, Januar 1925, Heft 10) veröffentlichte. Die Darstellung von Löns' „Jugend- und Studentenzeit“ von Leberecht Treu im „Löns-Gedenkbuch“ (1916) bezieht sich im wesentlichen nur auf die Zeit in Münster. Treu teilt am Schlusse seiner Ausführungen übrigens das Gedicht „Heimatlänge“ in einem von dem Text der Grottemeyer'schen Handschrift stark abweichenden Wortlaut mit und meint dazu, daß dieses Gedicht „die Gedanken der letzten Stunde des in Feindesland gefallenen Dichters widerspiegeln könne“. Er verschweigt dabei aber, daß es sich um ein Jugendgedicht und um die Deutsch Kroner Jugendheimat des Dichters handelt.

Nur sehr wenig brauchbar ist auch das Buch von Ernst Löns: „Hermann Löns' Jugendzeit“ (Minden i. Westf. 1927). Ernst Löns ist ungefähr 20 Jahre jünger als sein Bruder Hermann und erst nach dem Fortgang der Familie Löns von Deutsch Krone in Münster geboren; er kann daher keine persönlichen Erinnerungen in seinem Buch geben. Außerdem verfährt er in seiner Darstellung mit einer „poetischen Freiheit“, die in dem nun einmal vorhandenen Rahmen nicht angebracht erscheint. Seine Schilderung der Zeit in Deutsch Krone ist in ihren Daten und sonstigen Angaben keineswegs zuverlässig. - Ungleich wertvoller ist die Schrift von Rudolf Löns („Die Lönsche Art“, Hannover 1918). Rudolf Löns verzichtet jedoch auf die Angabe äußerer Daten, versucht vielmehr in sehr treffender Weise innere Zusammenhänge aufzuhellen.

In seinem oben erwähnten kritischen Aufsatz hat sich Deimann auch mit Erich Griebel und dessen Buch „Hermann Löns, der nieder-

deutsche Dichter und Wanderer" (1924) auseinandergesetzt. Inzwischen hat Griebel eine Neubearbeitung seines Buches unter dem Titel „Hermann Löns, der Niederdeutsche“ (Berlin 1934) erscheinen lassen. Deimanns Ablehnung des Griebelschen Buches muß auch dieser Neubearbeitung gegenüber aufrecht erhalten werden. Es fehlt bei Griebel fast völlig eine kritische Wertung der zahlreich vorhandenen und sehr fleißig zusammengesuchten Materials. Auch die von Deimann als „reine Zufallsklitterung“ bezeichnete Bibliographie, die Griebel im Anhang seines Buches gibt, ist in der Neubearbeitung noch nicht unbedingt zuverlässig geworden, wenn sie auch im Vergleich zu der ersten Fassung stark verbessert erscheint. Besonders festgestellt sei hier noch, daß Griebels Ansicht über die Bedeutung der Deutsch Kroner Jugendzeit gegenüber dem von Deimann gewonnenen Standpunkt einen bedauerlichen Rückschritt darstellt.

Aber Löns' Jugendzeit in Deutsch Krone sind im übrigen von einigen seiner Jugendgefährten Plaudereien veröffentlicht worden, die jedoch nicht als kritische Darstellungen zu werten sind. „Deutsch Krone zur Zeit Hermann Löns“ hat „ein alter Deutsch Kroner“ (Rogozinski) in einer lesenswerten Schilderung beschrieben; derselbe Verfasser hat auch unter dem Titel „Aus der Jugendzeit“ das Deutsch Kroner Schulleben zur Zeit Hermann Löns' dargestellt (Verlag Garmische Buchdruckerei, Deutsch Krone 1936 und 1938). Allerdings ist der Verfasser jünger als Löns und kann daher über den Dichter selbst kaum Angaben aus eigenem Wissen machen. Wesentliches in dieser Hinsicht weiß der in Deutsch Krone lebende Kantor i. R. Leo Neumann zu berichten, der sich noch manches mit Löns gemeinsam verübten Jugendstreiches entfallen kann. Ihm verdanke ich einige mündliche Mitteilungen.

Die Greifswalder Studentenzeit des Dichters ist in erster Linie von seinem einstigen Leibfuchs Thomas Hübbe in einer ganzen Reihe von Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften beschrieben worden. Als eine der letzten und inhaltlich zusammenfassenden Schilderungen sei die in der Zeitschrift „Der Turnerschafter“ (51. Jahrgang, Heft 6, Sept. 1934) erwähnt. Dr. Schnekke, Röslin, hat in einem Zeitungsartikel („Auf Hermann Löns' Spuren. Pommersche Erinnerungen an den Heidedichter.“ Stettiner Generalanzeiger 1934, Nr. 266) verschiedene irrtümliche Feststellungen getroffen und unzutreffende Behauptungen aufgestellt. - Das von Löns der Turnerschaft „Cimbria“ mit der „Fuchsenmappe“ gewidmete Gedicht „Ich bin als Fuchs nach Gryps gekommen“, das Deimann in seiner Biographie veröffentlichte (Seite 130 ff.), ist neuerdings von Werner Rust anlässlich der „12. Deutschen Studenten-Historiker-Tagung 1935 in Gießen“ herausgegeben worden (Leipzig 1935). Zum Schluß sei noch auf meine Berichte „Hermann Löns, der Greifswalder Student“ („Bollwerk“, 5. Jahrgang, Heft 9, Oktober 1934) und „Vom Leben und Sterben eines Greifswalder Studenten“ („Aktief“, Beilage zur Pommerschen Zeitung, Greifswald 1934, Nr. 85) hingewiesen, in denen ich neues Bildmaterial zur Greifswalder Studentenzeit des Dichters Löns veröffentlicht habe. - Bei dem in diesem Heft wiedergegebenen Abdruck des Gedichts „Heimatlänge“ (Löns schrieb „Heimatlänge“) handelt es sich um eine Photokopie aus der von Löns selbst geschriebenen „Grottemeyerschen Handschrift“, die sich jetzt im Archiv der Stadt Münster i. W. befindet. Dr. E.-Klaab.

Der Dramatiker Friedrich Billerbeck-Genz

In den letzten Jahren häufen sich die Stimmen, die nicht nur jungen dramatischen Kräften zum stärkeren Durchbruch helfen wollen, sondern die vor allem die Forderungen erheben: „Mehr nachspielen“ und „Warum nicht in Berlin?“. Diese beiden zu Recht erhobenen Forderungen beleuchten hell die derzeitige Situation des deutschen Theaters. Während es dem einen Autor gelang, sich an der sogenannten „Provinzbühne“ durchzusetzen, der Weg zu den Bühnen der Reichshauptstadt ihm aber versperrt blieb, so ist die Anzahl derjenigen Dramatiker nicht geringer, die wohl die erfolgreiche Uraufführung ihrer dramatischen Arbeiten erleben durften, dann aber die Feststellung machen mußten, daß sie vergessen wurden. Es sollen hier nicht die Gründe dafür untersucht werden, die zu diesem Zustand führten. Festgestellt aber soll hier vor allem werden: In ihren Reihen stehen nicht die schlechtesten. Zu ihnen muß vor allem Friedrich Billerbeck-Genz gerechnet werden.

Erst im Dezember des vorigen Jahres wurde anlässlich der Aufführung seiner „Pässe nach Deutschland“ in Stralsund auf ihn aufmerksam gemacht. Zwei Jahre vorher wurde sein Schauspiel „Francis Bacon“ in Lübeck und 1934 „Opposition der Erde“ in Erfurt aufgeführt. Aber, wie gesagt, folgten keine anderen Bühnen des Reiches diesem Beispiel. Ein Eintreten für sein Werk bedeutet nicht nur moralische Pflicht, sondern vor allem Verpflichtung, die Bedeutung seines Schaffens immer wieder in den Vordergrund zu stellen.

Dazu ist es interessant, zu wissen, daß der heute 35jährige Dichter, der aus Greifswald stammt, Schauspieler wurde und ab 1927 am Landestheater in Sondershausen als erster Chargenspieler und auch als Dramaturg tätig war. Vorher war er auch Spielleiter. 1933 wurde er dann Leiter des Deutschen Bühnenvertriebs im Zentralverlag der NSDAP. 1931 wurde er Mitglied der NSDAP. und setzte sich als SA- und SS-Mann aktiv für die Bewegung ein. Daneben findet er immer noch die Zeit - wenn er die Nacht dazu nimmt - seine in frühester Jugend gefasste Liebe zur Dichtkunst weiter zu festigen und schließlich die Feder zum Selbstgestalten zu ergreifen. Manches schöne Gedicht, Romane - sein letzter „Heimliches Gesecht“, der sich mit ethnographischen Fragen auseinandersetzt, hat leider noch keinen Verleger gefunden - und nicht zuletzt seine Drancen legen davon schönsten Zeugnis ab.

Wodurch zeichnen sich diese nun aus? Daß er als alter Theatermann um die Wirkung und Technik des Dramas weiß, ist selbstverständlich, daß er aber dabei auf alle billigen Effekte eines Routiniers verzichtet, spricht nur für ihn. Es ist aber noch etwas anderes, was den Kern seines Schaffens ausmacht. Es ist die Auseinandersetzung mit den Themen unserer Zeit und das Gestalten des Verhältnisses von „Raum und Zeit“. Dazu kommt seine Vorliebe für Auseinandersetzungen mit geistigen Fragen und seine frühe Beschäftigung mit der Astronomie, der er auch heute noch intensiv nachgeht. Bei allen geistigen Auseinandersetzungen vergisst er jedoch nie das dramatische Moment, das seinen Schauspielen erst die richtige Rundung gibt. Er versteht seinen Gestalten aus ihrer Haltung heraus ein Gesicht zu geben, das auch die letzten Züge ihres Charakters, ihres Willens und ihrer Anschauungen offen darlegt.

Das bereits 1927 entstandene Drama in drei Aufzügen „Opposition der Erde“ versetzt uns in einem erdachten Geschehen in das 12. Jahrtausend vor der Zeitrechnung und bringt u. W. zum erstenmal das Problem, die ewige Sehnsucht der Aufhebung der Schwerkraft zum Zwecke der Überwindung des kosmischen Raumes durch das Raumschiff auf die Bühne. Die Realistik des Geschehens wird mit dichterischer Sprache in ihren mythischen Formen überstrahlt zu einem gedankentiefen Drama, das um die ursächlichsten Zusammenhänge menschlichen Seins weiß. Friedrich Billerbeck-Genz' ständige Beschäftigung mit Geschichte und Literatur Englands führte schließlich zu dem Drama um „Francis Bacon“. Wenn sich auch hier der Dichter nicht frei von philosophischen Auseinandersetzungen machen konnte, die die hohen Anforderungen, die das Stück an sich stellt, noch steigert, so ist ihm doch hier ein Drama gelungen, das gerade heute durch seine Inhaltschwere und seinen geistigen Gehalt als wesentliche Erscheinung der besten Zeugnisse des jungen deutschen Dramas gewertet werden muß, an dem wir heute eigentlich nicht vorübergehen sollten. Die gerade heute vom deutschen Drama geforderte Gegenwartsnähe erfüllt Billerbeck mit der Heraushebung der Judenfrage durch die charaktervolle Zeichnung des Juden Symphon, eines Urbildes des „Shylocks“, der den ewig sich in Schulden befindlichen Bacon drängt. Wir finden hier Visionen, z. B. den Traum kurz vor dem Tode Bacons, der vielleicht sogar den Kern des Dramas am stärksten trifft, die in ihrer Eigengesetzlichkeit die dramatische Gestaltungskraft des Dichters trotz aller Verflechtung mit dem Gedanklichen am besten unter Beweis stellen.

„Pässe nach Deutschland“ ist der Titel von Billerbecks jüngster dramatischer Schöpfung. Es ist ein Werk, das in der Hugenottenzeit in Frankreich spielt. Aus diesem Grunde trägt es auch den Untertitel „La Rochelle“, den Namen der bekanntesten Festung der Hugenotten. Das Schauspiel gliedert sich in drei dramatisch klar und sicher aufgebaute Akte. Geistige Grundprobleme werden in diesem Werk behandelt, die für die geistigen Spannungen des dargestellten Jahrhunderts ebensoviel aussagen wie sie durch ihre allgemein menschliche

Gültigkeit auch unserem Denken und unseren Empfindungen nahe liegen. Wenn in dem Schauspiel der junge Priester Arnoux gegen den Kardinal, den er für seinen Oheim hält, der aber in Wahrheit sein Vater ist, kämpft, so spiegelt sich in diesem Konflikt die Auseinandersetzung des freien menschlichen Denkens mit dem kirchlichen Dogmatismus wieder. Durch die Liebe des jungen Mannes, der katholischer Priester werden soll, zu der Tochter eines führenden Augenotzen erhebt sich dieser Kampf in die Bezirke der Tragik. Wenn diese Liebe auch nicht zu einem glücklichen Ende geführt werden kann, so veranlaßt sie doch den jungen Priester, ein Kämpfer für die Wahrheit und Gerechtigkeit, fern jeder Vorherrschaft des Dogmas zu werden. Die Handlung ist frei erfunden, sie wird formal nach den alten Gesetzen des Dramas von der Einheit des Ortes und der Zeit aufgebaut. Durch die klare zwingende Versprache und durch den geistigen Gehalt ist dieses Drama von Friedrich Billerbeck-Benz in besonderem

Maße geeignet, allen Anforderungen zu entsprechen, die wir an das Drama unserer Gegenwart stellen müssen.

Es muß immer wieder betont werden, das zeigten diese Beispiele, die wir hier geben konnten, zu denen noch das kleine mythische Spiel „Heimdalls Erneuerung“ kommt, mit dem er den Schritt in die germanische Sage gewagt hat, daß es Billerbeck versteht, Probleme anzupacken und zur Diskussion zu stellen, die über den Wert als Zeitfrage irgendeines Jahrhunderts hinaus immer unmittelbare Beziehungen zur Gegenwart haben, ja, die gerade brennende Fragestellungen unserer Zeit in den Vordergrund stellen. Schon diese kurze Würdigung seines dramatischen Schaffens beweist, daß hier ein Dramatiker am Werk ist, der mit den besten Mitteln der Sprache zu gestalten versteht und dem wir deshalb einen stärkeren Durchbruch an den Bühnen des Reiches nur wünschen können.

Walter Herbst.

Kulturleben in Wommern

Ein Streit um die „Lammerstraat“

Um die Strophen des allbekannten plattdeutschen Liedes vom Jan Hinnerk von de Lammerstraat („An dorbi waant he noch jümmers up de Lammer-Lammerstraat, he kann maken, wat he will...“) ist ein Streit unter den Forschern entbrannt. In der „Niederdeutschen Welt“, Monatschrift für das niederdeutsche Kulturgebiet (Juli 1938), hat W. Resenhöfft eine neue Deutung des Liedes zu geben versucht: Er geht aus von dem Satz „Kann maken wat he will“, den er als Ausdruck eines überspannten Selbstbewußtseins versteht. Jan Hinnerk bekommt also, nachdem ihm die Herstellung eines „Geigekens“ geglückt ist, sozusagen Größenwahn und beginnt sich als vornehmer Holländer zu fühlen; Resenhöfft schlug zunächst sogar vor, den Text entsprechend abzuändern in „He maekt sik to'n Hollandsmann“, doch zog er diesen Vorschlag später wieder zurück, da der ursprüngliche Wortlaut „He maekt sik een Hollandsmann“ angeblich den gleichen (rückbezüglichen) Sinn habe. Der brave alte Jan Hinnerk klettert nun immer weiter auf der Stufenleiter seines Größenwahns bis zu einem „Napolijum“, - doch dann kommt die innere Einkehr, die „Wendung zur Wirklichkeit“: er wird wieder das, was er eigentlich seinem Wesen nach ist, ein Hanseat. Die Hanseaten- und die Napolijum-Strophe müssen demnach umgestellt werden, wie das ja auch in einigen Fassungen des Liedes überliefert ist. (Es dürfte sich dann aber empfehlen, statt des „Ela em doot!“ auch das aus einer anderen Fassung stammende Nitat anzusehen „Lick mi'n Mors...“ - Anm. d. Verf.). - „Das Jan-Hinnerk-Motiv besteht in der Spannung zwischen Wollen und Können.“

Im Augustheft 1939 der „Niederdeutschen Welt“ wird nun diese Deutung Resenhöffts von Dr. Gustav Struck angegriffen, der in ihr „wohl kaum mehr als ein geistreiches Experiment“ sieht. Nach Dr. Struck ist Jan Hinnerk ein Instrumentenmacher und Puppenspieler, ein forscher Kerl, „der sich wie sein Geigeken auch seinen Napolijum, Hanseaten und Engelsmann wirklich in leibhaftiger Gestalt zu Scherz und Spiel dem Leben nachbildete“. Struck hat um die Gestalt des Jan Hinnerk einen „Spök in de Lammerstraat, een ool Volksleed-Geschicht in drie Biller mit een Vör- un Naspill“ gedichtet, die im gleichen Aufsatz in der „Niederdeutschen Welt“ wiedergegeben ist. Der Inhalt ist in diesem Zusammenhang unwesentlich. - Gegen Struck wendet sich im gleichen Heft der Zeitschrift dann wieder Resenhöfft mit einer Entgegnung, in der er nochmals seine Hypothese zu beweisen sucht, ohne jedoch zu überzeugen.

Es mag bei dieser Gelegenheit an den „Greifswalder Germanistenabend“ erinnert sein, den im Jahre 1924 der damalige Ordinarius für Germanistik in Greifswald, Wolfgang Stammer, gründete und der nach mehr als zehnjährigem Be-

stehen nun unter Stammers Nachfolger leider eingegangen ist. Die zahlreichen Germanisten, die in jenen Jahren durch die im Reich rühmlichst bekannte Greifswalder Schule gingen, werden es noch nicht vergessen haben, daß die „Lammerstraat“ das Lied des Germanistenabends war, das oft und oft gesungen wurde. Stammler schloß sich übrigens der (nach Dr. Struck auf W. Kropp zurückgehenden) Deutung des Liedes an, wonach es ein hanseatisches Trübklied gegen die von Napoleon verhängte Kontinental Sperre gewesen ist. Diese Deutung dürfte auch trotz Resenhöfft und Struck noch immer das meiste für sich haben. Danach hat Jan Hinnerk in der Lammerstraat Puppen ausgestellt; dem „Napolijum“ riefen all die andern ihre Hohn- und Schimpfworte zu. Das ist eine zweifellos primitive, aber doch echt niederdeutsche, derbe und humorvolle Verspottung des Korsen gewesen. Die Gruppier Germanisten bekennen sich auf Grund ihrer tiefgründigen Lammerstraat-Erlebnisse zu dieser Erklärung des Liedes!

Dr. E. Klaab.

Stadttheater Stralsund in der neuen Spielzeit

Das Stadttheater Stralsund beginnt am 8. September seine neue Spielzeit mit Shakespeares unsterblichem Lustspiel „Was ihr wollt“ (mit der Musik von Humperdinck). Aus dem Spielplan des Schauspiels seien im übrigen folgende Stücke erwähnt: Schiller: „Kabale und Liebe“, Hamlet: „Munken Vendt“, Zerkowen: „Brommy“, Thilo von Trotha: „Engelbrecht“; außerdem wird die Uraufführung eines neuen Stückes von Max Dreyer angekündigt, das den Titel „Wallenstein vor den Toren“ trägt und gerade in Stralsund mit besonderem Interesse aufgenommen werden dürfte. Im Spielplan der Oper stehen u. a. Beethovens „Fidelio“, Webers „Freischütz“, Lorchings „Waffenschmied“ und „Wildschütz“, Richard Wagners „Siegfried“. Auch die leichtere Gattung der Operette ist mit zahlreichen namhaften Werken vertreten. Die in Stralsund beheimatete „Plattdütisch Späldäl“ wird auch in der kommenden Spielzeit im Stadttheater wieder mit mehreren Stücken auftreten.

Die Besucherzahl ist in Stralsund während der letzten Jahre beständig gestiegen. Waren es in der Spielzeit 1934/35 nur etwa 67 000 Personen, die als Besucher gezählt wurden, so stieg diese Zahl in der letzten Spielzeit schon auf fast das Doppelte, auf rund 120 000 an. Doch ist hier noch immer eine erhebliche Steigerung zu erwarten und auch möglich, denn es waren in der Spielzeit 1938/39 immerhin erst im Durchschnitt 61 Prozent der vorhandenen Plätze besetzt. In Anbetracht der ständigen Aufwärtsentwicklung der Bühne ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß diese „Bilanz“ im nächsten Jahr wieder stark verbessert sein wird.

Pommersche Gesichter vom Bildhauer Ehlert

Der pommersche Tierbildhauer Werner Ehlert, in jüngster Zeit mehrfach hervorgetreten durch die Schaffung einer Wisentgruppe, die dem Generalfeldmarschall Hermann Göring zum Geburtstag überreicht wurde, ferner durch eine Elchplastik, die sich im Besitz unseres Gauleiters, Pg. Schwede-Coburg, befindet, hat neben seinen Tiergestalten auch Menschengesichter aus Holz geschnitten.



Tiergestalt und Menschengestalt gehören ja auch nahe zusammen. Im dritten Monat seines Werdens ist das Kind im Mutterleibe einem Fische ähnlich; der Mensch durchläuft in seiner allerersten Entwicklung den gesamten Zug der großen Schöpfungsgeschichte der Natur. Und kennen wir nicht erwachsene Menschen, von denen wir sagen, sie haben ein Pferdegesicht, sie sehen aus wie eine Bulldogge, sie laufen mit einer Entenschnabelnase umher?

Aristoteles und nach ihm viele Physiognomiker haben, das Menschengesicht mit dem Tiergesicht vergleichend, immer herauszufinden sich bemüht, welches Tiergesicht in diesem oder jenem Menschenantlitz versteckt sei. Sie haben damit in einer primitiven Form mit dem natürlichen Instinkt für das Wesentliche nach dem Gedanken der Ebenbildschaft gefucht, der den Menschen als das Maß aller Dinge ansah.

Der Sinn für ein solches Denken ist uns nicht immer gegenwärtig gewesen. Bei den französischen Moralisten, bei Montaigne, Pascal und La Rochefoucauld fehlt er ganz; in ihren Werken findet sich nicht ein einziger Satz, der sich auf das Gesicht des Menschen und dessen Ausdruck bezöge. Der Zürcher Theologe Lavater nahm nach einem Versuch des Italieners Johann Baptista Porta aus Neapel (am Ende des 16. Jahrhunderts) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts physiognomische Gedankengänge wieder auf und zählte dabei den schreibenden Maler und naturforschenden Zeichner Johann Wolfgang Goethe zu seinen Mitarbeitern. Der schwäbische Arzt Franz Joseph Gall begründete seine Schädellehre in der Neuzeit auf wissenschaftlichen Fundamenten, und der große Mediziner, Maler und Philosoph Carl Gustav Carus, der Leibarzt Karl Augusts von Sachsen, entwickelte, hierauf fußend, seine „Symbolik der menschlichen Gestalt“. Die Reihe der naturwissenschaftlich denkenden Physiognomiker geht weiter über Kretschmer (Körperbau und Charakter) und Jaensch (Grundformen menschlichen Seins), die der philosophisch denkenden über Spranger (Lebensformen) und Klages (Grundlagen der Charakterkunde), welche letzterer in hohem Grade von Nietzsche beeinflusst worden ist.

Auf der Grundlage nationalsozialistischer Weltanschauung haben Guntter in seiner „Rassenkunde“ und Schulze-Naumburg in „Kunst und Rasse“ neue Beiträge zu dem uralten Thema geliefert, und wir dürfen unseren kurzen geschichtlichen Überblick mit der Feststellung

beschließen, daß in dieser jüngsten Erkenntnis uns der tiefste Einblick in das Wesen der Gestaltwerdung des Menschen gegeben scheint.

Wenn wir nun dem Werkzeug des Bildhauers mit einem Blick nachspüren, der sich nicht an die äußeren Formen hält, sondern auf den Spuren des künstlerischen Schöpfungsaktes rückwärts tastet, um durch die Form zum Sinn des Kunstwerkes vorzudringen, dann gelangen wir an jene Weggabel, die hier zum Berufs Gesicht und dort zum Stammes Gesicht führen.

Der Unterschied ist an einem aktuellen Beispiel leicht zu erklären. In zahlreichen deutschen Städten begegnen wir heute schmucken jungen Frauen, die mit einer Armbinde und einer Keck aufs Haar gedrückten Postbeamtenmütze die Briefpost austragen. Die Älteren unter uns kennen diese Erscheinung aus dem Weltkriege und lächeln aus dem Wissen der Erinnerung; die jüngere Generation, die dem Phänomen zum ersten Male begegnet, lächelt ebenfalls über die „fiese Verkleidung“.

Ein solches spontan hingeworfenes Scherzwort trifft jedoch genau den Kern dessen, was hier zur Sprache steht: Eine Postbeamtenmütze auf dem Kopf macht noch kein Postbeamten Gesicht darunter, und schon gar nicht ein pommersches Postbeamten Gesicht. Wie denn ein Mann mit einem Spitzbart noch lange nicht wie ein Kapitän auszu sehen braucht, obwohl der Spitzbart sehr oft als eine Art Berufsmerkmal zur Haartracht und persönlichen Haltung des Schiffskommandanten gehört.

Das Berufs Gesicht kann man nicht an- und ablegen wie eine Maske oder einen Mantel; man wächst vielmehr hinein. Es wächst mit seinem Träger. Und wenn ein Mann seine gehörige Zahl von Jahren in ein und demselben Berufe tätig gewesen ist, dann ist ihm mit einigem Scharfblick anzusehen, ob er ein Haffischer gewesen ist oder ein Kesselschmied, ob ein Gärtner oder ein Uhrmacher, Bauer oder Schalterbamter.



Der Beruf prägt den Menschen, und zwar nicht nur in seiner Körperhaltung, sondern auch in seinen Gesichtszügen - wie deutlich vermag das jedes Elternpaar an dem eigenen Jungen zu sehen, der von der Schulbank in den Arbeitsdienst und zum Heer einrückt, wo der heranwachsende Mensch jenes Element der Selbstzucht und des Ordnungs- und Gemeinschaftsgefühls mitbekommt, in dessen Besitz unsere ganze Nation etwas Soldatisches in sich aufnimmt.

Ist es in diesem Zusammenhang noch notwendig, viel Worte über das Stammesgesicht zu machen? Aber jene Bestandteile unseres Gesichts- und Schädelbaues, die uns, auf breitester Grundlage, als nordische Menschen ausweisen, die uns, in engerem Bezirk, als Norddeutsche kennzeichnen, deren Idealtyp schlankwüchsig, langschädlig, blond und blauäugig erscheint, wobei wir für Pommern mit geringen ostischen Einsprengseln und Blutsanteilen zu rechnen haben.

Werfen wir nun einen Blick auf unsere Bilder. Sie zeigen einen Kapitän, den Mann mit der Mütze, dem gutgepflegten Spitzbart, über dessen schmallippigem Munde ein kurzes Bärtchen wächst, über dessen Wangenbein sich die Haut straff spannt und die Modellierung der Muskeln deutlich erkennbar werden läßt. Die vom Wind geriebte Haut hält das Gesicht fest zusammen. Aus den Massen dieses Gesichts läßt sich auf einen schlanken, mittelgroßen Mann schließen, der fest und federnd geht und gewohnt ist, seine kurz und klar gegebenen Befehle sofort ausgeführt zu sehen.

Das zweite Gesicht ist das eines Matrosen. Er trägt, um in der Beschreibung wiederum von außen nach innen vorzugehen, eine wollene Mütze, die wir in blauer Farbe und mit einer Troddel dran bei den norwegischen Seefleuten kennen. Das bartlose Gesicht ist hager, sehr lang und schmal, und man kann es sich wiederum nur mit blauen Augen und blondem Haar vorstellen. Das kräftig entwickelte Rinn verrät Energie, die gespannten Backenpartien sprechen von erheblicher Kraft auch der Arm- und Beinmuskulatur. Sie gehört einem langen, schlanken Kerl, gutgewachsen und meist gut gelaunt, einem zweifellos trefflichen Kameraden, aber auch einem nicht zu unterschätzenden Gegner, der eine beachtliche Handschuhnummer vorzuzeigen hat.



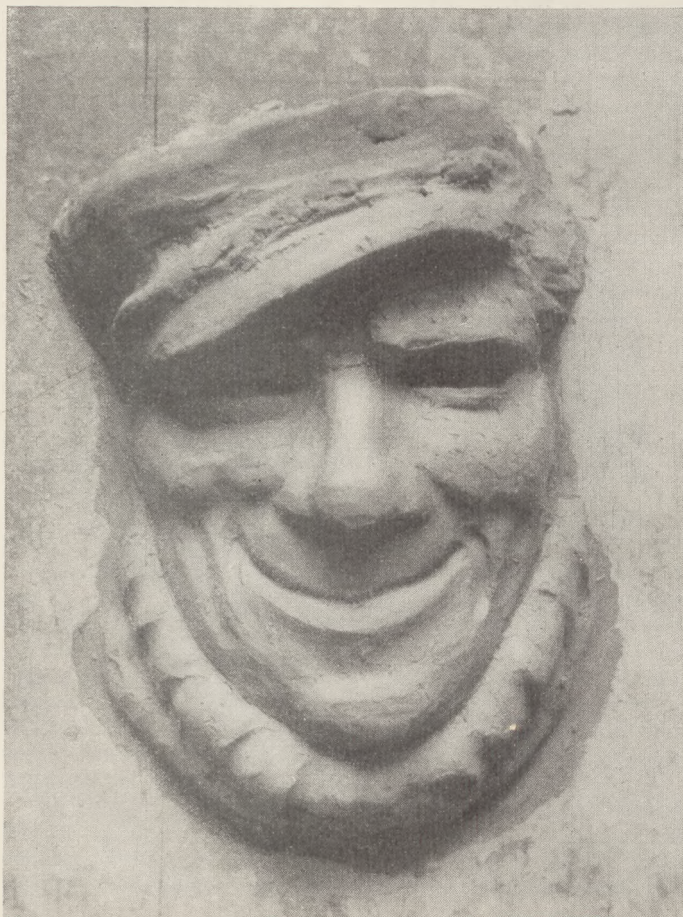
Dann haben wir da einen alten Schiffer mit ausrasiertem runden Kinnbart. Im Gegensatz zu den eben genannten Holzplastiken ein Tonmodell. Hier ergänzen sich Berufs- und Stammesgesicht in besonders glücklicher Weise. Der Bart verrät den alten Seebären. Aber auch das übrige Gesicht gehört unzweifelhaft einem Fahrersmann. Der Mund ist breit und die Lippen haben oft genossen, was gut schmeckt und für nahrhaft gilt.

Die schmalen Augenschlitze sind listig zusammengekniffen; sie gleichen den Schießscharten eines Tanks: sie können aufgezogen werden und feurige Blitze schleudern. Man kann sie aber auch eng halten und den Gegner zuerst eine Weile genau mustern, ehe man das erste Wortgeplänkel mit ihm beginnt. Daß es nicht ein Kampf auf Leben und Tod sein wird, davon kündet der Schalk, der in den Fältchen der Augenwinkel hockt. In diesem Gesicht ist viel Platz. Es hat Ruhe gekannt und kann Ruhe ausstrahlen, der Körper, von dem es getragen wird, ist wohl durchwachsen und sehr kräftig, und von allen Freuden des Lebens hat er sich sein reichlich Teil gegönnt. Nun kann es ans Erzählen gehen. Das ist das rechte Werkzeug, um ein langes Seemannsgarn pommerscher Herkunft zu spinnen.

Soweit unsere Beispiele, die sich uns schwer durch weitere ergänzen ließen. Sie genügen aber um zu zeigen, daß der junge Bildhauer Werner Ehler, den wir als Tierbildner kennen, auch auf dem Gebiete der Porträtplastik einiges zu sagen hat, was uns im pommerschen Raum angeht. Es ist der Versuch, den Zügen des pommerschen Stammesgesichts nachzuspüren, das ohne Zweifel noch längst nicht so erforscht und in seinen Typen festgelegt und vollstümlicher Allgemeinbesitz geworden ist wie etwa das bayerische, dessen Ausformung ja bereits eine so breite Grundlage gefunden hat, daß es in den Schnitzstuben beinahe jedes Dorfes als bodenständig gelten kann.

Das Schicksal (und die Reichskulturkammer) bewahre uns vor einer Inflation pommerscher Fischerköpfe als Flaschenkorken. Aber was an uns liegt, wollen wir alles tun, um Bestrebungen zu fördern, die dazu dienen, uns selbst und unser Gesicht als Bauern, Fischer und Soldaten in einem der Kernländer des aus Preußen hervorgegangenen Großdeutschen Reiches erkennen zu lernen.

Ehrhard Evers.



Aufnahmen: Gerardi (1), Photo-Clajus (3)

Herbstnähe

Von Hans Benzmann

Der Himmel, herbstlich schon gestimmt,
in kupferfarbnem Rot verschwimmt.

Ich blicke übers fahle Ried
und lausche dem letzten Vogellied...

Indes geht still von Haus zu Haus
die Nacht und bläst die Lichter aus...

Und alles schweigt. Der Nebel steigt
und neigt sich schwer. Und alles schweigt.

Und blaß der Mond aus Wolken tritt
Da schlürft ein scheuer Schleichersschritt

von einer Blendlaterne fällt
ein Licht kalt in die Sommernacht -
der Tod...

*

Vor 70 Jahren, am 27. September 1869, wurde Hans Benzmann zu Kolberg geboren. Seiner pommerischen Heimat hat er zeit seines Lebens die Treue gehalten, wenn er auch fern von ihr leben mußte. Auch mit den abgetrennten Gebieten jenseits der heutigen Grenze im Osten verbanden ihn teure Erinnerungen; mehrere Jahre seiner Jugend verbrachte er in Thorn. „Es ist mein tiefster Schmerz“, so schrieb er einmal kurz vor seinem Tode in einer selbstbiographischen Skizze, „daß diese grunddeutsche Stadt dem Reiche - wenn auch für Zeiten nur! - verloren ging.“ - Benzmann starb 1926 in Berlin.

Großeinsatz der „Pommerschen Landesbühne“

Trotz größter Schwierigkeiten, die die starke Vergrößerung des Spielbetriebes der „Pommerschen Landesbühne“ naturgemäß mit sich bringt, ist es dem Intendanten Paul Böttcher gelungen, alles für den Beginn der Spielzeit „klar“ zu machen. In vier Gruppen, zwei großen und zwei kleinen, geht die Landesbühne von Mitte September an auf Reisen, und 74 pommerische Städte und 209 Dörfer werden von ihr in dieser Spielzeit besucht werden. Welche gewaltige Vorarbeit hier zu leisten war, damit die Durchführung der Vorstellungen auch im kleinsten Dorf in jeder Hinsicht garantiert ist, das kann der Außenstehende kaum übersehen. Aber das ist auch nicht notwendig, denn die Landesbühne will ja in ihrer künstlerischen Leistung gewürdigt werden, die Tausenden von pommerischen Volksgenossen dargeboten werden wird.

Pommern dürfte wohl der erste Gau sein, der eine „Landesbühne“ in diesem Umfange in seinem Gauggebiet einsetzt.

Kurz berichtet

Der 26. September vor 30 Jahren war der Todestag von Anton Dohrn. Der Naturwissenschaftler war besonders als Zoologe ein Gelehrter von Weltruf. Sehr viel hat ihm, dem warmherzigen Freund und Förderer der schönen Künste, seine Vaterstadt Stettin zu verdanken.

Gauleiter Forster (Danzig) hat zwei Gemälde des Stettiner Künstlers Franz Schütt angekauft. In beiden Werken sind Motive unserer Oderlandschaft gestaltet; „Oderbrücke bei Jungferenberg“ heißt das eine, das andere, „Oderkrug in Güstrow“, geben wir in unserer Abbildung wieder.



Oderkrug in Güstrow. Gemälde von Franz Schütt

Aufnahme: Foto-Vogt (Blum)

Blick in den Norden

Streiflichter aus der schwedischen Presse

Die Ankunft der deutschen U-Bootsflottille in der schwedischen Stadt Sundsvall begrüßte das dortige sozialdemokratische Parteiorgan „Nya Samhället“ mit einem in deutscher Sprache verfaßten Aufruf, der an die deutschen Matrosen gerichtet war, um sie zum Widerstand und Ungehorsam gegen die Reichsregierung, der sie Treue geschworen haben, aufzufordern. Das Vorbild des King-Hall-Briefes ist aus dem Inhalt dieses merkwürdigen Aufrufes deutlich erkennbar.

Es ist übrigens nicht der einzige Fall, sondern nur ein sehr grobschlächtiger, daß sich die schwedische demokratische Presse in den Dienst der gegen den Bestand des Deutschen Reiches gerichteten englischen Propaganda stellt. Mußte es schon auffallen, daß die schwedische Presse, die so gerne Einmischung in fremde Angelegenheiten wittert, wenn es sich um deutsches Tun und Lassen handelt, über die freche Einmischung in die innenpolitischen Verhältnisse eines fremden Staates, wie es sich der famose King Hall erlaubt, nicht das geringste kritische Wort zu verlieren wußte, so stellte man sich sogar offen der englischen Propaganda zur Verfügung, indem man Herrn King Hall persönlich die Spalten der eigenen Presse, so „Aftonbladet“ (bürgerlich), eröffnete, in der der Engländer auch die Schweden aufforderte, sich durch direktes Brieffschreiben an das deutsche Volk zu wenden, um es gegen den Führer und die Reichsregierung zum Aufruhr zu bringen. Man fragt sich, welche Absichten und Interessen eine sozialdemokratische, eine Arbeiterpresse verfolgt, die sich zum Sprachrohr einer Politik hergibt, die den Interessen der englischen Lords und der englischen Hochfinanz dient. Die schwedische Presse, die einen so unbezähmbaren Drang hat, nach ihrem alleinseligmachenden Rezept die ganze Welt zu verbessern und uns ständig Belehrungen zu erteilen, könnte sich, wenn sie sich schon nicht auf ihre eigenen Angelegenheiten beschränken will, dem Elend der englischen Arbeiterklasse ihr Augenmerk zuwenden und dorthin ihre vielleicht sehr nützbringende Aufklärungstätigkeit über englischen Ausbeutungs-kapitalismus und britischen Terror verlegen. Der deutsche Arbeiter sehnt sich keineswegs nach dem Los des englischen.

Während nun also die schwedische Presse aller Schattierungen alles kritisiert, was in Deutschland getan wird, während sie jedem Emigranten, der sein Vaterland verläßt und fremde Staaten zum Krieg gegen die eigene Heimat aufhetzt, ob er nun Jüd oder Nichtjüd sei, willig ihr Ohr schenkt, ja ihn ob seiner edlen Gesinnung lobpreist, ist der Berliner Berichterstatter des konservativen „Svenska Dagbladet“ indigniert, daß ein Schwede in Deutschland öffentlich an gewissen Zuständen in Schweden Kritik zu üben wagt. Herr Svahnström hat übrigens entdeckt, daß die Steiermärker vorwiegend slawischer, italienischer und Zigeunerabstammung sind, sie seien nur Ehren halber zu Germanen ernannt, denn die ganze deutsche Rassenlehre habe ja nur den Zweck, für die deutschen Imperialisten das Recht auf die Beherrschung anderer Nationen abzuleiten. Die Sympathien, die das deutsche Volk für Schweden hat, quittiert Herr Svahnström mit der Kritik an den eigenen Landsleuten, daß diese Sympathien bisher zu wenig ausgenützt würden: denn richtig ausgenützt, könnten die Schweden mit noch größerem Nachdruck als bisher ihre Ablehnung gegenüber Deutschland geltend machen. Diese dankenswerten und aufschlußreichen Bekenntnisse einer schönen Seele wurden veranlaßt durch die letzte Tagung der Nordischen Gesellschaft sowie durch eine Unterredung mit Reichsleiter Rosenberg, wenn wir den an hervorragender Stelle im „Svenska Dagbladet“ veröffentlichten Aufsatz richtig verstanden haben.

Und wozu die verlorene Liebesmüh, die aufgewandt wird, um das deutsche Volk über die „wahren“ Verhältnisse aufzuklären, das heißt, Zwietracht zwischen Führung und Volk zu säen? Zu dieser Frage berechnen die Eindrücke, die die Dichterin Annie Almqvist

von einer Reise aus Deutschland mitgebracht, aber allerdings nicht in einer der herrschenden Tageszeitungen niederlegen konnte, sondern in dem antisemitischen Wochenblatt der radikalen Opposition „Sve-rige frött“:

„...Die Diplomatie der sogenannten Friedensfront und ihre Presse huldigen dem Grundsatz: ‚Herrsche und teile.‘ Sie bemüht sich darum, überall Zwietracht zu säen und Sprengkeile hineinzutreiben... Man beteuert seine freundschaftlichen Gefühle für das arme tyrannisierte deutsche Volk, wenn es doch nur seine jetzige Regierung bald los würde. Ganz denselben Rat gab man den Deutschen in der unterirdischen Propaganda am Schluß des Weltkrieges. Glaubt man, daß sie vergessen haben, welchen Lohn sie dafür erhielten, daß sie diesem Rat folgten, und welche freundliche Gefühle man ihnen dann bewiesen hat? Glaubt man, daß sie vergessen haben, aus welchem Zustand Hitler sie emporgehoben hat?

Nein, das haben sie nicht. Wer nur das Geringste von dem neuen Deutschland gesehen hat, muß über die wirklichkeitsfremden Ausdrücke lachen, von denen unsere sogenannte neutrale Presse und die wirkliche Entente-Presse wimmelt: ‚die deutsche Gewissentnebelung‘, ‚die Deutschen, die nichts wissen‘, ‚die Deutschen, die nicht zu sagen wagen, was sie denken‘ usw. Wer mit Deutschen sich unterhalten hat, weiß sehr wohl, daß es nichts an zeitgenössischen Geschehnissen gibt, die sie nicht kennen -, vielleicht wissen sie mehr als wir, da sie nicht von Morgen bis Abend mit englischen Propagandalügen vollgestopft werden...“

Ein Gegner des nationalsozialistischen Deutschlands, Sven Auren, kommt übrigens zu demselben Resultat, ebenfalls nach einer Reise durch Deutschland. In dem konservativen Blatt „Nya Dagligt Allehanda“ stellt er mehr oder weniger melancholisch fest, daß das deutsche Volk für die englischen Sirenen gesänge leider gänzlich unzugänglich sei, sondern unverbrüchlich zu seiner Führung stehe.

In Schweden freilich verhallen die englischen Sirenen gesänge nicht ganz ungehört!

Der Geburtenrückgang macht den Schwedischen Volkswirtschaftlern Kopfzerbrechen. Wenn es so weiter geht, würde es bald nicht mehr genügend Arbeitskräfte für den schwedischen Arbeitsmarkt geben, daher sei eine positive Einwanderungspolitik nötig. Dafür treten bürgerliche wie auch sozialdemokratische Politiker ein. Das Hauptorgan der Regierungspartei, „Social-Demokraten“, Stockholm, schreibt hierzu:

„Die alte Parole der Konservativen: Schweden den Schweden! ist heute unhaltbarer als jemals. Man kann leider davon ausgehen, daß, wenn die neue Kinder- und Familienpolitik unseres Landes auch die Aktivität steigen läßt (Anm.: was sehr zu bezweifeln ist!), so kann dies nicht in einem Tempo geschehen, die eine Verminderung unseres Volkstums verhindert. Die nötige Einwanderungspolitik muß nach erprobten Linien geschehen. Die mehr oder weniger nationalistischen Forderungen, nur sogenannte Stammesgenossen und nahe Verwandte hereinzulassen, sind unhaltbar. Sowohl die amerikanische (?) als auch die französische Einwanderungspolitik sind Beispiele dafür, daß die Einwanderung anderer Völker eine Stärke für das eigene Volk war. Während wir kalt und ruhig unser eigenes, bald aktuell werdendes Einwanderungsproblem aus bevölkerungspolitischen Perspektiven untersuchen, können wir uns im eigenen Interesse bereits jetzt eine großzügige und humane Politik gegenüber Flüchtlingen, die ihrer Rasse oder Idee wegen (lies: jüdische!) bestraft werden und nun an unsere Tür klopfen, gestatten...“

Allerdings haben sich jene Berufsgruppen, die mit diesen „wertvollen“ Arbeitskräften beglückt werden sollen, zur Wehr gesetzt, das sind u. a. die Ärzte, der Kaufmannsstand und Künstler, besonders aus der Musikwelt. Sehr energische Proteste wurden laut. Anderer-

seits schützt die schwedische Arbeitergewerkschaft sehr erfolgreich den Arbeitsmarkt vor fremdem Zugang, ja sie macht auch eigene schwedische Arbeiter arbeitslos, weil sie sich in einem der Gewerkschaftsleitung nicht genehmen Sinne politisch betätigen oder sich an Unterstützungsaktionen für Hilfsaktionen bolschewistischer Natur z. B. der roten Spanienhilfe durch „freiwillige“ Geldspenden beteiligen wollten. Da solche von der Gewerkschaft ausgeschlossenen Arbeiter in Schweden überhaupt keine Arbeit bekommen können, werden sie schließlich zur Auswanderung getrieben.

*

Zu den unerschütterlichen Lehrfäßen der tonangebenden schwedischen Presse gehört der Satz von dem kulturellen Verfall, den der Nationalsozialismus auf dem Gebiet des Theaters, des Films und überhaupt der Kunst bewirkt hat. Hauptursache hierzu sei die Austreibung der besten künstlerischen Kräfte. Davon ist insbesondere der Film betroffen. Deshalb sieht man nunmehr so wenig deutsche Filme in Schweden, sagen sie! Nun lesen wir folgendes: „Die größte Zahl von Filmverboten, die die schwedische Filmzensur erläßt, fällt auf Frankreich, dessen Filme nur von Prozessen, Mord, Totschlag, Ehebrechen und dgl. handeln. Daselbe Genre war in Deutschland modern, und zwar in den Jahren 1928-32 (!), und jetzt sitzen dieselben Männer in la belle France. Mitunter wirken sie wie internationale Filmgangster, und es ist ihr Fehler, daß der Film Frankreichs heute in Verruf gekommen ist.“ Dieses Zitat stammt nicht am Ende aus einem antisemitischen Blatt Frankreichs, sondern aus eben jener oben genannten „großen“ schwedischen Presse, nämlich aus einem Aufsatz in „Stockholms Tidningen“ über die Tätigkeit der schwedischen Filmzensur. Diese schwedische Filmzensur findet also dieselben Filme für volkschädlich, wie der deutsche Nationalsozialismus. In der schwedischen demokratischen Presse preist man aber das als unentbehrliche, unschätzbare Kunst dem deutschen Volke an, wovon man das eigene Volk wohlweislich zu schützen weiß. Erkläret mir, Graf Orindur...

P.

Eine gemeingermanische Rechtschreibung?

Bei den Bestrebungen, die skandinavischen Völker einander näherzubringen, spielen natürlich die verschiedenen Sprachen, beziehungsweise die Bemühungen zum Verständnis der Nachbarsprachen eine große Rolle. Es ist daher naheliegend, daß von Sprachlehrern und Sprachforschern, die an diesen Annäherungsbestrebungen interessiert sind, auch Pläne und Möglichkeiten erörtert werden, um die Sprachen einander anzugleichen. Diese Versuche können sich selbstverständlich nur auf die germanischen Sprachen richten, das Finnische, der finnisch-ugrischen Sprachfamilie zugehörig, fällt daher von vornherein aus den Rahmen solcher Betrachtungen. Dagegen wurden sämtliche germanischen Sprachen bereits in den Kreis der Untersuchung gezogen. Der schwedische Sprachmann O. C. Lendle z. B. beschäftigt sich mit diesem Problem, wobei er die grundlegende Bedeutung einer allen germanischen Sprachen gemeinsame Rechtschreibung hervorhebt. In seinem Buch „De germaniska språkens stavning“ führt er eine gründliche Untersuchung dieses Problems durch, und es ist verblüffend, wie ungemein verschieden und vielfältig die Zeichen sind, die die doch so verwandten germanischen Sprachen zur Bezeichnung der Laute verwenden. Die größte Unordnung sozusagen herrscht im Englischen, das für die 43 Laute, die diese Sprache besitzt, nicht weniger als 206 Zeichen verwendet. Die Tabelle, die Lendle zusammengestellt hat, ergibt weiter folgende interessante Statistik:

Das Deutsche hat für 41 Laute 92 Zeichen, das Schwedische für 40 Laute 81 Zeichen, das Dänische für 42 Laute 71 Zeichen, das Norwegische, und zwar die Buchsprache, für 39 Laute 77 Zeichen, die norwegische Umgangssprache, auch Neunorwegisch genannt, für 38 Laute 57 Zeichen, Holländisch für 46 Laute 84 Zeichen und schließlich das Südafrikanische für 41 Laute 59 Zeichen.

Diese Tabelle zeigt nun auch, wie groß die Schwierigkeiten sind, die hier auf dem Wege zur Annäherung der Sprachen zu überwinden sind -, eine sprachliche Annäherung übt sicherlich eine günstige Wirkung auf die seelische Annäherung der stammverwandten Völker aus. Bei den Engländern ist wohl der Widerstand gegen eine Reform so gut wie unüberwindlich, da diese Leute sich ja nie nach anderen richten wollen, sondern sich immer einbilden, daß sich die ganze Welt den englischen Wünschen und Gewohnheiten zu fügen hat. Das

hindert aber keineswegs, daß die andern der germanischen Sprachfamilie angehörigen Sprachen zum gemeinsamen Nutzen eine Annäherung versuchen, vor allem jene Völker, die durch die Ostsee vereint sind. Der erste Schritt auf diesem Wege wäre ein gemeinsames Organ, das sich mit dem Entwurf einer gemeinsamen Rechtschreibung beschäftigt, weiterhin als ständige Kommission über die Entwicklung der Sprachen und die Rechtschreibung zu wachen hätte. Dies wäre zugleich der Grundstein zu einer germanischen Sprachakademie, wie sie Gunnar Gunnarsson - freilich nicht auf so breiter Basis - einmal angeregt hat. Gunnar Gunnarsson schlägt übrigens eine Maßnahme vor, die ohne besondere Schwierigkeit verwirklicht werden könnte, nämlich die Einführung des Unterrichtes des Altgermanischen, also der Mutter aller germanischen Sprachen, als Pflichtgegenstand in sämtlichen Schulen der betreffenden Länder. Die Kenntnis des Altgermanischen kann sehr viel zum leichteren Verständnis der Nachbarstaaten beitragen.

H. P.

Aus der schwedischen Vorgeschichtsforschung

Auf der Insel Sela im Mälarsee wurde ein in mehrerer Hinsicht bemerkenswerter Runenstein gefunden und wieder aufgestellt. Die Insel ist sehr reich an vorgeschichtlichen Denkmälern, u. a. besitzt sie 25 Runensteine mit reichen Inschriften und Verzierungen. 13 wurden nun ausgebessert, zusammengefügt und wieder aufgerichtet. Die Inschrift des eben genannten Runensteines lautet: „Hier sollen sie stehen, diese Steine aus roten Runen, es errichtete sie Gudlöf nach ihren Söhnen und Hjälmlög nach ihren Brüdern.“ Was unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die Bemerkung von den roten Runen. Damit ist der erste schriftliche Beweis erbracht, daß die Runen tatsächlich in roter Farbe gemalt wurden, wie die schwedische Wissenschaft auf Grund ihrer Forschungen erschlossen hat. Von denselben Frauen wurde offenbar ein zweiter Runenstein errichtet, dessen - unvollständige - Inschrift lautet: „Gudlöf und Hjälmlög ... sie errichteten ... Kindern und nach Torsten, ein angesehenen Bauer, der in Fröslunda wohnte, Fulluges Erbe ... der Annebrants Schwestersohn ist.“ Innerhalb des Runenschriftbandes ist eine schöne Verzierung eingehauen, die aus zwei Schwungvoll gezeichneten Tieren besteht, vermutlich aus zwei Rössern, die einander zu beiden Seiten eines christlichen Kreuzes gegenüberstehen. - Bemerkenswert ist auch die Behandlung, die den Runensteinen durch die mittelalterliche Kirche zuteil wurde. Sie wurden zum Bau der Kirche auf der Insel Sela verwendet: zwei wurden in die Kirchenmauer eingemauert und überstücht, einer wurde für die Kirchentreppe als Treppenstein benützt, andere wurden in die Kirchhofsmauer eingemauert. Von dem einen Runenstein versuchte man die Inschrift zu entfernen, indem man die Runen weghieb. Dadurch erklärt sich die Unvollständigkeit der Inschrift.

In der Nähe von Stockholm wurde bei Norsberg im Kirchspiel Botkyrka (Södermanland) ein mächtiges Hünengrab aufgedeckt. Nach dreimonatlicher Arbeit konnte festgestellt werden, daß der Hügel sechs Gräber barg und zwar lauter Brandgräber. Das älteste dürfte vom Ende des 7. Jahrhunderts stammen, das jüngste hundert Jahre jünger sein. In dem einen Grab muß eine bedeutende Persönlichkeit begraben worden sein, da man einen sechs Meter hohen Hügel über ihn errichtet hat. Er war erst in seinem Schiff verbrannt worden, dann wurden seine Reste unter eine Steinrose neben den anderen fünf Gräbern gelegt. Dieses Brandgrab - auch die übrigen sind Brandgräber - enthält sehr viel Gold, mehr als irgendein Brandgrab, das bisher in Schweden aufgedeckt wurde. Unter anderem fand man ein goldgesticktes Gewand, Reste von zwei Goldschmuckstücken, Beschlagsfragmente eines Trinkhorns, dann eine Reihe geschliffener Bergkristalle, sowie Kleiderreste aus Seide oder flandrischem Tuch. - Die anderen Gräber sind nicht so reich, sind aber von wissenschaftlichem Gesichtspunkt nicht minder bemerkenswert. P.

Kurz berichtet

A. Lawrence Steinhardt wurde zum amerikanischen Botschafter in Moskau ernannt. Steinhardt ist mit dem bekannten Deutschenheizer Samuel Untermyer verwandt, selbst jüdischer Abstammung. Auf seiner Reise nach Moskau hielt er sich einige Tage in Stockholm auf, in dem er sich wie zu Hause fühlt.

Unter uns!

Während ich dieses Heft zusammenstelle, lastet hochsommerliche Schwüle dumpf und schwer über der pommerschen Landschaft. Menschen und Bäume, Tiere und Pflanzen warten auf das befreiende Gewitter.

Und wie über der Heimat, so stehen über der ganzen Welt in diesen Tagen die Gewitterwolken. „Heimat und Welt“, so heißt das Gedicht von Ulrich Sander, das an den Frühling dieses Jahres erinnert, als die Lage der heutigen ähnlich war.

Nach Osten ist der Blick des ganzen deutschen Volkes gerichtet. Ein Gedenktag im Monat September gibt uns den Anlaß, auf kulturelle Kräfte hinzuweisen, die aus dem deutschen Osten kommen: Es ist uns heute etwas Wesentliches und Bedeutungsvolles, daß ein Mann wie Hermann Löns die Kraft für sein Lebenswerk in seiner Jugend aus dem Boden unserer Heimat geschöpft hat. Das ist nicht aus dem kleinlichen Gefühl eines Lokalpatriotismus geschrieben; es besteht vielmehr die Verpflichtung, auf die Bedeutung des deutschen Ostens gerade auch für das Geistesleben unseres Volkes immer wieder hinzuweisen. Wir wollen endlich ein vollständiges Bild unseres Ostlandes gewinnen!

Durch Hermann Löns' Jugendheimat, das schöne Kroner Land, führt uns Richard Fraze, der mit liebevoller Hand auf alle Schönheiten und Eigenarten dieser Landschaft hinweist. - Wie pommersches Volkstum den Künstler zu schöpferischer Gestaltung anregt, das zeigt uns Ehrhard Evers an dem Beispiel des Bildhauers Werner Ehler.

In wesentlichen Teilen ist das Heft auf den Osten ausgerichtet, und es konnte daher auf den ständigen Teil mit dem Titel „Blick in den Osten“ diesmal verzichtet werden. Was soll auch in diesen entscheidenden Tagen ein papierener „Blick in den Osten“, da die ganze Nation mit eiserner Entschlossenheit bereit steht, für unser Recht im Osten, wenn es sein muß, auch mit der Waffe in der Hand einzutreten!

Der Hauptschriftleiter steht schon im Waffendienst, er führt eine Kompanie pommerscher Grenadiere. In seinem Auftrag grüße ich alle Freunde dieser Zeitschrift!

Heil Hitler!

Eberhard Klaaf.

Buchbesprechungen

Heinrich Zerkulen: Brommy. Diekmann-Verlag, Leipzig.

Am 22. September wird Zerkulens neues Schauspiel „Brommy“ in Mannheim, Dresden und Bremen gleichzeitig zur Aufführung gelangen. Insgesamt ist das Stück bereits von 26 deutschen Bühnen zur Aufführung erworben worden; darunter befinden sich auch die Pommersche Landesbühne, Sitz Stettin, und das Stadttheater Stralsund. Gerade wir Pommern erwarten dieses Schauspiel mit starkem Interesse: Als „seefahrender Stamm“ haben wir zu dem Admiral Brommy, dem Schöpfer der ersten deutschen Flotte, eine ganz besondere Zuneigung. Um das tragische Geschick dieses Mannes hat Heinrich Zerkulen sein Schauspiel gedichtet, dessen Textbuch so viel verspricht, wie wir es erwartet haben. Im übrigen sei auf den kurzen Lebensabriß des Admirals Brommy

verwiesen, den Zerkulen selbst in diesem Heft unseren Lesern gibt und der auch die beste Einführung in das neue Schauspiel ist.

Herybert Menzel: Alles Lebendige leuchtet. Gedichte eines Jahrzehnts. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg). - Herybert Menzel entstammt dem deutschen Ostland, und das Wesen seiner grenzmärkischen Heimat wird in den besten seiner Gedichte lebendig. So ragen auch aus diesem neuen Band wieder die Verse hervor, die seiner Heimat gelten und von der Liebe zu „Strom und Hügel, Wald und Feld“ sprechen. Das in unserem Heft auf Seite 279 abgedruckte Gedicht „Du süßer Duft von der Linde“ ist mit Genehmigung des Verlages dem Buch entnommen. Gerade dieses Gedicht ist beispielhaft für die Schönheit der Menzelschen Lyrik.

f. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB		
fERNRUf 30340	STETTINER QUALITÄTSDRUCKE	fERNRUf 36620
f. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB		

Unseres Volkes Schicksalsweg. Geschichtliche Lese Stoffe, zusammengestellt von Dr. Walter Köhn und Alfred Pudelko. 1. Band: Von der germanischen Zeit bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges. 2. Band: Vom Ausgang des Dreißigjährigen Krieges bis zur Gegenwart. Ferdinand Hirt, Breslau. 1939.

Diese Sammlung geschichtlicher Darstellungen, aus den Werken zahlreicher Schriftsteller zusammengestellt, erfüllt einen doppelten Zweck: Sie ist als wichtiges Hilfsmittel im Schulunterricht zu gebrauchen, ist aber auch als Jugendbuch bestens geeignet. Es wäre nur zu wünschen, daß die beiden Bände recht vielen Jungen und Mädchen in die Hand gegeben würden; es würde dadurch zweifellos der Sinn für die Geschichte unseres Volkes bei der Jugend erweckt und vertieft werden.

Sudetendeutsche Bilderbücher. Der Gaupropagandaleiter des Gaues Sudetenland, Franz Höller, gab im Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz, einen dokumentarischen Bildbericht in Buchform unter dem Titel „Von der SDP. in die NSDAP.“ heraus. Wer dieses Buch durchblättert, der erlebt noch einmal die großen Schicksalstage der alten deutschen Reichsländer im Herbst des vergangenen und im März dieses Jahres. Eindringlicher als Worte das könnten, sprechen die sehr gut ausgewählten Bilder zu uns von der Befreiung

der Sudetendeutschen, vom Einmarsch in Böhmen und Mähren. Konrad Henlein schrieb ein Geleitwort zu dem Buch. - Die Landschaft des Sudetengaus bringt uns ein anderes Werk im Bild nahe: Fritz Heinz Reimesch stellte eine stattliche Reihe von Lichtbildern von Landschaft und Volkstum des Sudetenlandes zusammen, und den Bildern vorangestellt ist ein flüssig geschriebener Text, der in Geschichte und Wesen der Landschaft einführt. So entstand ein „Sudetendeutsches Wanderbuch“ (Gauverlag Bayerische Ostmark, Bayreuth), das das Problem des „Reiseführers“ nach einer neuen Seite hin in gelungener Form löst. Darüber hinaus aber ist es eine Gesamtdarstellung, die nach Inhalt und Form vorbildlich ist.

Landschaften im Spiegel der Dichtung. Die Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, legt zwei geschmackvoll ausgestattete Bändchen vor, in denen deutsche Landschaften im Spiegel der Dichtung erscheinen. „Salzburger Glocken“ heißt das eine, das Lieder und Gedichte, Erzählungen und Briefe enthält, die von dem Land um Salzburg künden. Das zweite Bändchen handelt in gleicher Weise vom „Egerland“. Lyrik und Prosa deutscher Dichter - u. a. Goethe, Grillparzer, Lenau, Rilke, Kolbenheyer - ist von Eberhard Trüstedt gewählt und zusammengestellt worden, und dem Herausgeber kann bezeugt werden, daß es ihm gelungen ist, aus der Vielheit des Einzelnen gute Gesamtbilder zu formen. Dr. E. Klaub.



Reichspommernbund

Von unseren Ehrenmitgliedern. Ldsm. Hans Grade hat ein sehr herzliches Schreiben an mich gerichtet, in dem er allen Landsleuten seinen verbindlichsten Dank für unsere Glückwünsche zu seinem 60. Geburtstag ausspricht. - Der Dichter, Fregatkapitän und ehemalige Freikorpsführer Ldsm. Dr. Bogislaw von Selchow wurde am 9. Juli im Rahmen der Marburger

Studententage zum Ehrensenator der Philipps-Universität Marburg ernannt. - Der Führer hat durch Erlaß vom 4. Juli die Amtszeit unseres Landmanns Dr. Dr. Bumke, Präsident des Reichsgerichts zu Leipzig, der am 7. Juli das 65. Lebensjahr vollendete, um drei Jahre verlängert.

Walter Schröder.

Verfammlungskalender für September 1939

Sonnabend, 2. Sept., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern in Eberswalde und Umg. (Vorstandssitzung)	Ldsm. Gips
Mittwoch, 6. Sept., 20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, Halle/S. (Verf.)	Vereinslokal
Mittwoch, 6. Sept., 20.30 Uhr:	Ruppiner Pommernbund Neuruppin (Versammlung)	Vereinslokal
Sonnabend, 9. Sept., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern zu Birkenwerder und Umg. (Heimatabend mit Heringessen)	
Sonnabend, 9. Sept., 20.00 Uhr:	Pommernbund Südost in Berlin (Sitzung)	Vereinslokal
Sonnabend, 9. Sept., 20.30 Uhr:	Verein der Neustettiner zu Berlin (Heimatabend)	Vereinslokal Lohjäger, Tegeler Weg 108
Sonnabend, 9. Sept., 20.00 Uhr:	Verein der Nipperwiefer in Berlin (Heimatabend)	Vereinslokal, Habsburgerstraße 1
Sonntag, 10. Sept., 17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Heimatverein Köslin und Umg. in Berlin (Heimatabend)	Clubhaus, Ohmstraße 2
Sonntag, 10. Sept., 18.00 Uhr:	Landsm. der Pommern Potsdam (Versammlung)	Hotel Obelisk, Hohenzollernstraße
Sonntag, 10. Sept., 17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern in Potsdam-Babelsberg und Umg. (Versammlung)	Konzertthaus, Auguststraße
Mittwoch, 13. Sept., 20.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower, Berlin (Sitzung)	Hanka, Brunnenstraße 140
Mittwoch, 13. Sept., 20.00 Uhr:	Verein der Bütower in Berlin (Sitzung)	Vereinslokal
Mittwoch, 13. Sept., 20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Vereinsabend)	Vereinslokal Stadtkrug, Langebrücke
Donnerstag, 14. Sept., 20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimattlicher Kunst und Art, Berlin (Heimatabend)	Friedenauer Katskeller
Donnerstag, 14. Sept., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Berlin (Heimatabend)	Lußauer Straße 15
Sonnabend, 16. Sept., 20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern in Eberswalde und Umg. (Königschießen)	Schröder
Montag, 18. Sept., 20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimattlicher Kunst und Art, Berlin (Vorstandssitzung)	
Donnerstag, 28. Sept., 20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern in München (Stiftungsfest)	Regensburger Hof

Gau Berlin/Mark Brandenburg

Für das nächste Clou= Fesst ist Sonnabend, der 18. Mai 1940 in Aussicht genommen.

Landsmannschaft der Pommern in Berlin. Unsere erste Sitzung nach den Sommermonaten findet am Donnerstag, dem 14. September, 20 Uhr, im Hotel „Deutscher Hof“, Luckauer Straße 15, statt. Sie gilt dem Andenken unseres großen Landsmanns Carl Ludwig Schleich, der am 19. Juli 80 Jahre alt geworden wäre. Eine Gedächtnisausstellung, von unserem Mitglied August Zöllner veranlaßt und betreut, wird dem Abend noch eine besondere Weihe geben. Wir rechnen mit dem Erscheinen aller Mitglieder. Nach dem Vortrag gemütliches Beisammensein und Tanz. - Die weiteren Sitzungen im Winterhalbjahr sind am 12. Oktober, 16. November, 14. Dezember, 11. Januar, 8. Februar, 14. März und 11. April. Wir bitten, sich die Tage vorzumerken.

Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art. Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens unseres Pommernbundes wird am 12. Oktober 1939, 8 Uhr, eine größere festliche Veranstaltung in dem im 2. Stock des Friedenauer Rathauses gelegenen Bürger-saal stattfinden. Wir bitten schon jetzt, Landsleute und Freunde auf diese Veranstaltung hinzuweisen. Ansprachen der Landsleute Gröbel und Schröder (Vorsitzender des NPB.); festliche Musik: die Landsleute Prof. Behm, Dr. Schwanebeck u. a. - Die nächsten Vorstandsende sind am 18. September, 5. Oktober, 6. November und 4. Dezember 1939.

Pommernbund Südosten Berlin. Unsere letzte Sitzung hatte einen mäßigen Besuch aufzuweisen. Da die Ferien vorüber sind, hoffen wir, die Mitglieder das nächste Mal vollzählig zu sehen. Ldsm. Vollmann brachte einige plattdeutsche Gedichte von Fritz Reuter zum Vortrag, welche starken Beifall fanden. Es sollen des öfteren wieder plattdeutsche Gedichte und Geschichten zum Vortrag gebracht werden. Ldsm. D. Witt feiert am 12. 9. seine Silberhochzeit.

Verein der Neustettiner zu Berlin. Die Augustsitzung war schwach besucht. Die Ursache war wohl, daß sich viele Mitglieder auf Reisen befanden. Der stellvertretende Vereinsführer Ldsm. Richard Beutel bat nochmals die anwesenden Mitglieder, Verwandte, Freunde und Bekannte zum Heimatabend am 9. September mitzubringen. Auch an diesem Abend kann jedes Mitglied seine Reiseerlebnisse schildern, hauptsächlich die Mitglieder, welche unsere Heimat Neustettin und Umgebung besucht haben.

Verein der Nipperwieser in Berlin. Der erste Heimatabend nach den Ferien fand am 12. August statt und war sehr gut besucht. Der Vorsitzende W. Karge und einige Mitglieder fuhrten am 19. 8. nach Nipperwiese, um am Sonntag der Stuckinfahrt beizuwohnen. Ldsm. Otto Schröder gab einen Überblick über die mit vielen Hindernissen verbunden gewesene Fiddichower Heimatafahrt. Reichlichen Unterhaltungsstoff boten die vielen Ferienreisen von Mitgliedern.

Heimatverein Köslin und Umg. in Berlin. Unser letzter Sommerausflug führte uns am 13. August nach Eiche bei Wildpark zu Ldsm. Nietner, woselbst wir mit den Babelsbergern, Potsdamern und Neustettinern einige nette und frohe Stunden verlebten. Zur nächsten Zusammenkunft am 10. September erwarten wir ein zahlreiches Erscheinen, da wichtige Punkte zu besprechen sind.

Verein der Bütower in Berlin. Am 6. 8. 1939 unternahm der Verein einen Ausflug nach Pichelsberge zum Restaurant Freund. Es waren viele Gäste erschienen, die schon oft an dem gemütlichen Kaffeekochen teilgenommen haben. Das Wetter hätte schöner sein können, denn um die Kaffezeit kam ein derber Regenschauer, der aber nur kurze Zeit anhält. Während dieser nassen Pause suchten wir Schutz im Tanzsaal. Bald war die Tanzfläche mit alt und jung besetzt. Leider konnte diese Freude nur kurz bemessen sein, denn die

Rückfahrt mahnte. Jeder ging nach Hause mit dem Wunsche, daß der Bütower Verein recht oft ein so gemütliches Beisammensein veranstalten möge.

Landsmannschaft der Pommern, Potsdam. Bei herrlichem Wetter trafen sich am Sonntag die Landsleute im Restaurant in Potsdam-Eiche bei Nietner. Viele Freunde, Gäste und die Landsmannschaften der Potsdam=Babelsberger, Neustettiner und Greifenberger Pommern waren recht zahlreich ihrem Versprechen gefolgt. Ldsm. Sitzler gab bei seiner Begrüßung auch darüber seiner Freude Ausdruck. In echt pommerischer Art und Gemütlichkeit, beim Schießen, Flatterschießenwerfen, Kinderbelustigungen u. a. m. wurde eifrig um die schönen Preise gerungen. Die beliebte Kapelle vom Deutschen Roten Kreuz, Potsdam, lockte mit ihren frohen Weisen alt und jung zum Konzert und Tanz. Auch die pommerischen Heimattänze fehlten nicht, die besondere Beachtung fanden. In dem Bewußtsein einen schönen Sonntag verlebt zu haben, strebten groß und klein in froher Laune mit Fackeln den heimatlichen Penaten zu.

Landsmannschaft der Pommern, Eberswalde. Unsere Augustversammlung eröffnete der Vorsitzende mit der Mahnung zur Werbung neuer Mitglieder. Für seine 10jährige Mitgliedschaft konnte unser Vorsitzende, Ldsm. Baier, die silberne Nadel entgegennehmen. Mit dem am 16. September bei Schröder stattfindenden Königsschießen wird ein Preisschießen verbunden. Freunde und Gönner sind herzlich eingeladen. Wer an diesem Abend nach 20.30 Uhr erscheint, zahlt 10 Pfennig Strafe.

Ruppiner Pommernbund. Nach der Ferienpause fand am 9. August bei Bernau wieder der monatliche Heimatabend statt. Vereinsführer Ldsm. Wendt gab die Eingänge und die Aufnahme eines fördernden Mitgliedes bekannt. Der Kassenwart Ldsm. Beeskow erstattete den Kassenbericht für das 2. Vierteljahr, der trotz erhöhter Ausgaben verhältnismäßig günstig abschloß. - Ldsm. Wendt berichtete eingehend über die Stettiner Heimatafahrt, die eine zahlreiche Beteiligung gefunden und einen guten Verlauf genommen hatte. Mit dem Bruderverein im „Bund Deutscher Osten“, dem Bund heimattreuer Ost- und Westpreußen, wird im nächsten Monat ein gemütliches Beisammensein bei Rostk stattfinden.

Gau Mitteldeutschland

Verein heimattreuer Pommern, Halle/S. Unsere am 2. August stattgefundene Monatsversammlung stand noch vollständig im Zeichen der Ferien. Ldsm. Ristow verlas zunächst die Feriengrüße der abwesenden Landsleute, welche auch in der Ferne der daheimgebliebenen Landsleute gedachten. - Es soll in diesem Jahre wieder eine Weihnachtsfeier stattfinden. Ldsm. Dr. Klindt verliest noch einen längeren Brief der Münchener Landsleute, welche erfreulicherweise ein gutes Zunehmen ihrer Mitglieder zu verzeichnen haben. Auf der nächsten Versammlung am 6. September hält uns Ldsm. Berckling einen Vortrag mit Lichtbildern über eine Italienreise.

Gau Süddeutschland

Verein heimattreuer Pommern in München. Groß war die Zahl der Landsleute nicht, die sich am 27. Juli im „Regensburger Hof“ zu der üblichen Monatsversammlung einfanden. Die Ferienzeit war wohl in erster Linie die Ursache dafür, daß manch bekanntes Gesicht vermißt wurde. Der Vorsitzende, Ldsm. Tabbert, sprach in kurzen Worten von der bevorstehenden Vereinsarbeit. Nachdem die organisatorischen Dinge als abgeschlossen betrachtet werden können, gelte es nunmehr, sich in erhöhtem Maße den Bestrebungen des Vereins zu widmen. Da sei vor allem die heimatliche Mundart in Wort und Lied zu pflegen. Die Anregungen fanden den Beifall der Anwesenden. Und so wollen wir uns rüsten für den Herbst und Winter, um in intensiver Arbeit unser Teil beizutragen für die Heimatbewegung. Von den Mitgliedern wird erwartet, daß auf unserem Festungsfest am 28. September jeder erscheint. Auch Gäste sind herzlich willkommen.

Hauptdrucker: Paul Eckardt, Stellvertreter: Paul Born, beide Stettin, Landeshaus, Eing. Schubertstr. Fernruf 2 57 81. - Verantwortlicher Anzeigenleiter: Kurt Freund, Stettin. - D. H. W. 1939 4050. - Anzeigenpreis: Die abgepaletete Millimeterzeile 10 Pf. - Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 11. - Druck: F. Heffenland, Stettin. - Verlag: Pommerischer Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. - Fernruf 2 58 91. - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. - „Das Bollwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 0,90 RM., zuzüglich 6 Pf. Bestellgeld. Einzelheft 40 Pf. zuzüglich Porto.

Die Neuheiten für den Herbst -

bei uns sind sie schon in allen Abteilungen eingetroffen. - Wir erbitten Ihren Besuch!

Geb Brüder Horst - Stettin

Paradeplatz

Gr. Wollweberstr.



Stettin und Umgebung

Ein Führer von M. Reepel
unter Mitwirkung des Stettiner Verkehrsvereins
93 Seiten mit Bildern und 1 Stadtplan
kartoniert RM. 1,30

Verlag L. Sanniers Buchhandlung
Stettin

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Einspaltige Anzeigen

bis zu 150 mm Höhe

kosten

nur 8 Rpf.

je mm

Gute Möbel preiswert
bei

Gleissner & Delonge
MOBELHAUS

Stettin

Breite Straße 15

- Telefon 31711

Nachlaß für mm-Abschlüsse gewähren wir nach **Mengenstaffel A**

Auf dem guten Agfa-Papier
werden Ihre Bilder kopiert bei

FOTO-VOGT

Augustastr. 6 Ecke Moltkestr.

Die „Technik im Ostseeraum“

ist das Mitteilungsblatt für alle NSBDT.-Mitglieder. Es ist eine technopolitische und überfachliche Zeitschrift, die von jedem, der über die technische Arbeit in den Gauen Ostpreußen, Pommern und Mecklenburg unterrichtet sein will, gelesen wird.

Bezugspreis vierteljährlich 96 Pfennig einschließlich Bestellgeld

Fordern Sie kostenfreie Probenummer durch den Pommerschen Zeitungsverlag, G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51

Wir bieten Ihnen Versicherungsschutz



gegen Schäden durch

Feuer, Einbruchdiebstahl, Wasserleitungen, Sturm, Hagel,
Waldbrand, Allgem.=Haftpflicht, Kraftfahrzeug=Haftplf.

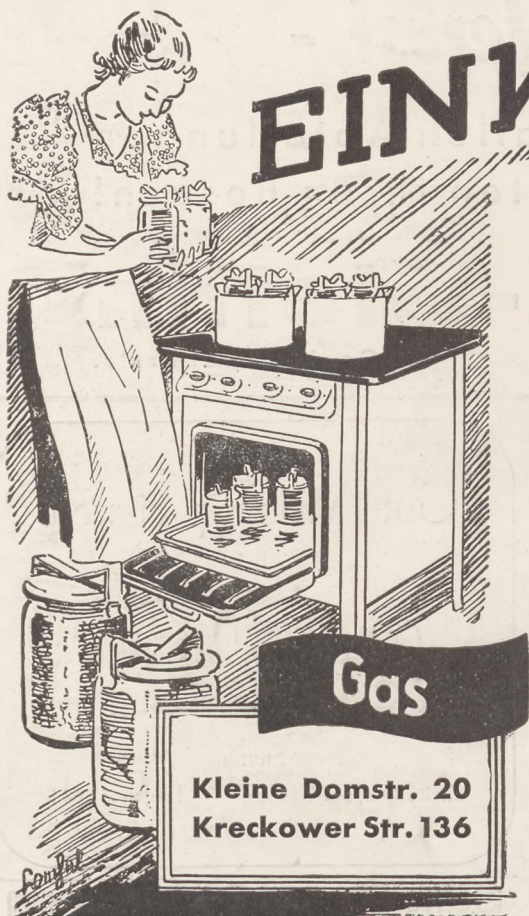
eine gesicherte Zukunft durch den Abschluß einer

Lebens-, Teilhaber-, Töchterverforgungs-, Söhneausbildungs-, Beamten-
pensionszuschuß-, Bauern-, Erbschafts-, Gefolgschafts-, Handwerker-,
Allgemein=Unfall-, Kraftfahrzeug=Unfall-, Kranken=Versicherung

Pommersche Feuerfozietät, gegründet 1219

Pommersche Provinzial-Lebensversicherungsanstalt, Stettin

Pölicher Straße 1 / Fernruf: 25441



EINKOCHEN heißt
den Überfluß des Sommers
an Früchten und Gemüse
für die Winterzeit erhalten!

Das bedeutet für die kluge Hausfrau
Freude, vor allem, wenn alles vorzüglich
gelingt. Das Einkochen ist ja heute so
einfach. Mit einem

Gas- oder Elektro-Herd

geht's leicht und mühelos. Wir zeigen es Ihnen praktisch.

Jede weitere Auskunft — auch über die so bequeme

Anschaffungsmöglichkeit von neuzeitlichen Herden über

unser Teilzahlungssystem — erteilen Ihnen alle

Fachgeschäfte der Gas- oder Elektrogemein-

schaft. Wenden Sie sich auch an unsere

Beratungsstellen oder fordern Sie

unseren kostenlosen Haus-

beratungsdienst an.



Elektrisch

Elektroschau
Schulzenstraße 21,
praktische Vorführungen:
Jeden Dienstag von 11.30 bis 13 Uhr,
jeden Donnerstag v. 15.30 bis 17 Uhr

STETTINER STADTWERKE G. m. b. H.